Stimmen im Raum

Erzählungen aus den Stunden der Landschaft und des Schicksals / von

Karl Röttger

Karl Röttger / Stimmen im Raum

Stimmen im Raum

Erzählungen aus den Stunden der
Landschaft und des Schicksals

von

Karl Röttger

1 · 9 · 2 · 0

Georg Müller Verlag München

1.—3. Tausend

Otto zur Linde
dem Dichter und Freunde gewidmet

Inhalt

Das Warten im Frühling 9
Frühlingsmärchen 23
Die Frühlingsstraße 33
Wenn der Tod blüht 49
Die Sommerstraße 59
Der Blick der Wälder 71
Die Stunde der Friderike Elisabeth 87
Die Herbstallee 99
Die Mutter 117
Die Schaufenster 125
Die Winterstraße 145
Das goldene Herz 157

Das Warten im Frühling

Das halbblinde Mädchen saß an der Hauswand, gleich unter den offen stehenden Fenstern auf einem Stuhl. Die Sonne lag auf ihr und an der Hauswand. Die Hyazinthen im Fenster dufteten, und die weiche Hand des unsichtbaren Windes strich manchmal über ihren Kopf. Sie hatte die Hände ausgestreckt auf dem Schoß liegen. Das Gesicht blickte gradaus; aber ihre Augen trugen das Zeichen ihres langsamen Todes — des ganz sanften, aber unaufhaltsamen Erlöschens. Man wußte nicht, woran man es sah; aber man s a h es. Das Gesicht, blaß und jung, sprach: ich bin noch nicht viel mehr als eines Kindes Gesicht, aber ich kann schon lauschen auf der Welt Stillstes. Ueber der großen, weißen Stirn begann das schön blonde Haar, das war glatt nach hinten über den Kopf gekämmt und hing in losen Wellen im Nacken und über den Rücken herunter. So saß sie unbeweglich, lauschte den Stimmen im Haus; sie hörte: die Mutter, die Brüder, die Großmutter. Und dann kamen alle nach draußen. Da wendete sie den Kopf und sprach mit dünner Stimme: Seid ihr fertig?

Ja, sprach die Mutter. Und du, mein Kind, wirst du dich nicht langweilen?

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ganz wenig. O, geht nur!

Und mein Kind wird ganz g e w i ß nicht traurig

sein und sich verlassen fühlen? sprach die Mutter wieder, und streichelte ihr den Kopf.

Ich werde nicht traurig sein, sprach sie mit demselben Lächeln wie vorher. Tastete nach der Mutter und schmiegte sich ein wenig an sie. Ihr werdet ja vor der Dämmerung wieder da sein. Wird Großmutter hier draußen bei mir sein?

Ja, links von dir, im Liegestuhl und schön zugedeckt mit der Reisedecke. –

So geht nur. Und ja, bringt mir ein paar von den blühenden Weiden mit; aber von den gelben, die so schön duften ... Das tun wir, sprach Walter. Ich weiß, wo sie stehn.

Dann gingen sie, die Mutter mit den Kindern. Und sie schauten alle noch ein paarmal zurück, riefen und winkten, ehe sie auf der Chaussee hinterm Pfarrhaus entschwanden. Magdalene sah ihnen nach; aber sie sah nichts; sie hörte nur die Stimmen und lächelte nur so hin. – Dann wars still; die Turmglocke schlug; die Schläge verzitterten in der stillen Luft.

Bist du gut zugedeckt, Großmutter? fragte das Mädchen. –

Danke, ja, mein Kind, recht gut. Und du? Ist es dir nicht zu kühl? Ich finde, diese Apriltage sind noch nicht sehr warm.

O, mir ist grad recht so, Großmutter; ich friere nicht. Ich fühle die Sonne auf mir. Ich sehe sogar, daß Licht da ist, und manchmal schwankt es vor mir, die Sträucher da im Wind.

Nun haben sie doch vergessen, mir das Buch herzu-

legen, daß ich dir vorlese. Ich will aufstehen und es holen. —

Laß nur, Großmutter, sagte Magdalene, es ist nicht nötig. Bleib in deiner Decke. Wir können ja ein wenig so träumen. —

Und so saßen sie denn. Beide sinnend und in den langhin schweigenden Frühling lauschend; die Alte mit einer leisen Müdigkeit in den Augen; das Kind mit einem feierlichen Warten in den Mienen. Saßen und schwiegen. —

* *
*

Dann kam sie aus ihrem tiefen Lauschen wieder zu sich; das war wie ein Besinnen und Aufwachen. Es war ihr gewesen, als hätte sie etwas gehört. Das Atmen eines Mundes, einen leisen Schritt. Sie schaute um sich; aber was vermochte sie zu sehen? Die ganze Welt um sie war doch nur Schatten und manchmal etwas Helle.

Großmutter, sprach sie leise, bist du noch da?

Aber sie blieb ohne Antwort. Da neigte sie sich nach der Seite der Alten hinüber und hörte die leisen regelmäßigen Atemzüge. Großmutter war eingeschlafen. Sie war ganz allein. Und wieder lauschte sie in den Frühling. Die ganze Welt ist doch jetzt lebendig, dachte sie, jede Stunde brechen neue Blüten und Knospen auf — und man hört nichts. Es müßte doch so feine Ohren geben, daß man es einmal hören könnte. Sie möchte wohl so feine Ohren haben.

Dann wendete sie sich auf einmal halb zur Seite und

fragte leise, doch bestimmt ins Leere, in das Licht: Ist jemand da? — Auch diesmal blieb sie ohne Antwort. Nur ein Atem hob sich da schwer und senkte sich wieder. Ein paar Schritte, fast lautlos, klangen noch einmal und standen vor ihr. Sie wußte nicht, wie nah, aber sie sah etwas da, einen Schatten. — Es ist jemand da, wer ist es? sagte sie noch einmal. Und wieder blieb alles still. Da sagte sie noch einmal eindringlich: So sag doch — wer ist's? — Und da flüsterte eine Stimme ihr entgegen: Ich bin's! Darf ich ein wenig hier sein? —

Das Mädchen besann sich eine Weile und sagte dann: Ja! — Aber ich kenne deine Stimme nicht; wer bist du?

Darauf antwortete der Schatten nicht; er sprach: Ich bin nur so gekommen, ich bin auch allein, wie du. Ich habe dich manchmal sitzen sehn, diesen Frühling, und dachte, ich möchte zu dir gehn, wenn du so allein säßest, aber dann ging es immer nicht.

Warum ging es nicht?

Es waren doch immer bald wieder Menschen bei dir, deine Brüder, deine Mutter; manchmal auch wurde ich selber aus meinem Alleinsein nach Hause gerufen. Ich wohne dort drüben gleich hinterm Hain; da komm ich manchmal am Rande hervor und sehe herüber. Heute bin ich gekommen. Aber ganz langsam und vorsichtig; du bist grad ganz allein.

Das Mädchen dachte nach, suchte in ihrer Erinnerung, wer da drüben hinterm Hain wohnte, aus welchem Haus er sein möge — und fand es doch nicht. Dann sagte sie: Anders also kommst du nicht — bloß, wenn niemand da ist. Warum denn?

Das weiß ich nicht; ich mag sonst nicht.

Und was lockt dich her?

Du!

Darüber erschrak nun das Mädchen und legte einen Augenblick die Hände vors Gesicht. Dann sagte sie: Das versteh ich nicht. Ich bin eine Halbblinde, und alles, was ich von dir sehe, ist ein undeutlicher Schatten. Und fing auf einmal zu weinen an und sprach weiter: Ich bin ja ganz allein. Die Welt gleitet von mir weg, aus meinen Händen fort. Ich versuche sie mit dem Ohr zu halten und mit den Händen, wenn ich an etwas taste; aber es ist wohl nur der Saum der Welt, was ich erreiche. –

Da sprach der Schatten: Darum bin ich gekommen. Ich weiß schon, dein Augenlicht ist schon fast ganz fort, darum bin ich gekommen. Du bist immer allein, auch wenn Menschen bei dir sind. Aber dann kann ich nicht kommen, denn dann könnte ich nicht mit dir reden. Und auch jetzt steh ich immer auf dem Sprung, um fortzulaufen, denn deine Großmutter kann ja jeden Augenblick aufwachen.

Da sagte das Mädchen: So wollen wir ganz leise sprechen. Oder komm noch näher heran. Da kam der Schatten näher auf sie zu und sie sah nun: ja, eine dunkle Gestalt; eines Menschen Gestalt. Und die flüsterte nun ganz nah ihrem Gesicht: Ich weiß noch etwas anderes. Steh auf und geh ein wenig mit mir. Hier die Wiese entlang bis an den Weiher mit den Birken darum. Ich führe dich an der Hand und werde dich hernach auch wieder zurückführen. – Als sie schwieg, sprach er weiter: Fürchtest du dich?

Nein, sagte sie. Ich fürchte deine Stimme nicht. Sag mir zuvor nur eins: warum bist du gekommen, willst du mich sehend machen?

Warum ich gekommen bin, weiß ich nicht; sehend machen kann ich dich nicht. Ich bin nur so durch den Frühlingstag gekommen, weil es mich zog. Ich gedachte ein wenig mit dir zu sprechen. Sollen wir gehn? –

Ja. – Und sie stand auf und nahm seine Hand, danach seinen Arm, und so gingen sie. Den Pfad an der Wiese entlang, hundert Schritte entlang bis unter die Birken. Er setzte sie auf einen Baumstumpf und sprach: Wir sind schon da. Ich will mich ins Heidekraut setzen zu deinen Füßen.

Und was wirst du weiter tun?

Hinaus sehn. In die Weite, auf den Wald da fern, auf die Birken und Buchen und in den blauen Himmel. Manchmal auch auf dein Gesicht.

Und weiter?

Alles, was du willst.

Gut, so schau hin und erzähle mir davon. Aber, dabei mußt du mir dann deine Hand geben, daß ich sie halte. Dann versteh ich es besser ...

– – – – – – – – – –

Und er schaute und sprach:

Eine Straße liegt weithin durchs Heideland. Sie ist weiß in der Sonne. Und niemand geht auf ihr. Sie ist ganz still. Und führt bis weit in den Horizont; und man denkt vielleicht, warum nicht eine Gestalt aus dem blauen Kreis da fern geschritten kommt und kommt herzu ... eine hohe Gestalt, oder ein König –

Ja — auf einem Pferd, wie im Märchen —, fügte das Mädchen ein ...

— oder auch ein Königskind; auch wie im Märchen — eins, das verstoßen ist, weißt du! — oder ... oder ...

Oder Er — flüsterte das Mädchen ...

Wer? Was meinst du?

Er —, Jesus; der Blinde heilt ...

So —? Ja, du hast recht ...

— — — — — — — — — —

Er fuhr fort: Es stehen Bäume viel im Land. An der weißen Straße hin die lange Reihe der Birken ... weit, weit, weiß, und grün an den Kronen ... Ich sehe die nächsten mit den dünnen Zweigen schwanken. Und die fernsten sind ganz klein.

Es ist sehr hell über dem Land. Alles steht in der Sonne. Nur der Kiefernwald steht ganz schwarz und rührt sich nicht. Aber in den Fensterscheiben der Höfe, die da einsam liegen, glitzert die Sonne.

Sprich weiter; ich seh es ...

Nicht wahr? der Frühling ist schön — Hier, zunächst dir: die Birken haben Kätzchen, die hängen herunter, und das Laub ist ganz klein noch und jung und zart; ich werde dir ein Zweiglein schneiden, später; mit ein paar Kätzchen und Grün daran — es riecht so schön, und du nimmst es mit nach Haus und stellst es ins Glas ...

Da am Rand hin stehn Schlüsselblumen und wilde Veilchen; die duften nicht; aber sie sehen schön aus. Das nächste Mal, wenn du allein bist, werde ich dir echte, duftende mitbringen; ich weiß, wo sie stehn.

Ja, das kannst du tun, ich werde mich freuen. Wenn ich sie rieche, werde ich sie vielleicht auch — sehn...

Der Knabe neigte seinen Kopf zu ihr hin und sprach mit leis bebender Stimme: Tut es weh? —

Sie sah ihn groß an: — Was denn?

Er errötete; aber das konnte sie nicht sehn. — Weil du doch fast blind bist...

Das meinst du — sprach sie. O, das hab ich schon lange. Es kam ganz langsam. Die Welt verblaßte mir in den Jahren allmählich; wie es den Sehenden jeden Abend geschieht — wenn die Dämmerung kommt. Aber erzähl weiter...

— Ja, du hast recht, es ist noch so viel in der Welt. Man kann es gar nicht alles sagen. Man schaut so hin. Schmetterlinge fliegen, an den Knicks entlang, wo die Weiden blühn; über den Gärten —; gelbe Zitronenfalter und weiße Baumweißlinge. Schwalben fliegen dahin. — — Und eine Lerche steigt auf; sie singt sich in den Himmel hinauf. Hörst du sie singen?

Ich höre.

Man kann ihr nachschauen in den blauen Himmel; das ist fast das schönste: immer in den Himmel sehn — und alles vergessen...

Ich sehe. —

— — — — — — — — — —

Du heißest Magdalene — —

— Ja. —

Magdalene, wenn du so allein sitzest... du sitzest doch viel allein — — was tust du dann, was denkst du?

Ich weiß nicht — es ist wenig! Ich sitze und lausche, was kommt und geht. — Ich warte ...

Ja, im Frühling warten wir alle. Wartest du auf etwas Besonderes, Magdalene?

Ich weiß es nicht ... Und auf einmal faßt sie seine Hand fester: Du hast mir immer noch nicht gesagt, warum du gekommen bist! Sag es! —

Da errötet er wieder, senkt sein Gesicht und spricht vor sich nieder: Ich weiß es nicht.

Sie fühlt es, aber sie wartet noch. Er spricht weiter: Wenn ich mein Ohr an die jungen Blätter und Knospen lege und sage: warum seid ihr gekommen? was werden sie sagen —?

Die können auch nicht sprechen, sagt das Mädchen.

Doch — Magdalene, sie sagen auch nur: wir wissen es nicht. Wir sind eben d a! —

Sie sitzt wie tief lauschend. Dann spricht sie langsam und schön —: Also gut; du bist eben d a! — Sie sitzen eine ganze Weile still. Aber er sieht wohl, daß sie viel denkt. Er sitzt und wartet. Und dann fängt ihre Hand an zu zittern, die seine Hand hält. Und zittert immer mehr und will sich ihm langsam entziehen. Und ihr Mund spricht, leise erregt: Sag, bist du — — —? bist du ... Jesus?

Da muß er lächeln. Nein, Magdalene, das bin ich nicht. Warum meinst du? —

— Du hast mir den Frühling gezeigt!

Habe ichs getan? Aber Jesus bin ich nicht. Ich bin ja so jung — und auch klein noch. — Steh doch einmal auf. Er ist aufgesprungen und zieht sie sorgsam hoch an der Hand. So, nun lege deine Hand auf meinen Kopf und

fühle: größer bin ich nicht. Fühle auch meine Arme, — so jung bin ich noch —

Ja, sagt sie. Es ist eine leise Traurigkeit in ihr. Und dann schweigt sie lange. — Aber auf einmal wird ihr Gesicht wieder ganz hell. Aber das beweist ja nichts, sagt sie. Du könntest es ja doch sein. Der junge Jesus! —

Aber er ist ja längst tot und wieder im Himmel, sagt der Knabe.

Sie schüttelt den Kopf: — Warum sollte er nicht längst wieder gekommen sein!

Warum sollte er nicht auf dem Wege sein. Es sind noch immer genug Blinde und Lahme in der Welt. Und viele, denen man predigen könnte; denen er predigen könnte: vom Gut-sein ... und —

Aber ich sagte dir, Magdalene, ich bin jung, schwach, und kann nichts tun. Ich kann deine Augen nicht heilen. —

Ich weiß, sagt sie. Aber auch Er war einst jung — war ein Kind und tat damals auch noch nicht all das, was er — später tat ...

Du liebst ihn sehr — Es möchte ja auch vielleicht einmal sein, daß er käme. Das sagt er aber wohl nur, um sie zu trösten.

Aber nun muß ich dich heimbringen. Die Sonne wird groß und rot. Und weit hinten über dem Moor und im Bruch steigt es leis und weiß auf. Der Abend will feucht und kühl werden.

Er schneidet ein Birkenzweiglein und gibt es ihr. Er pflückt ein paar Blümchen für sie. Sie gehn heim. Es sind ja nur wenige Schritte. Er geleitet sie zu ihrem Stuhl. Die Großmutter schläft noch. Sie fragt: Bleibst du

noch? Er schüttelt den Kopf. Dann erst merkt er, daß sie es ja nicht sehen kann; und sagt: Nein, aber ich will wiederkommen. Doch du mußt ganz allein sein. Denn sonst kann ich nicht mit dir sprechen.

Sie lächelt und fragt: Warum denn nicht?

Dann finde ich keine Worte, wenn Menschen da sind —

Die Großmutter bewegt sich, sie hebt die Hände ... Ich muß gehn, flüstert er, drückt ihre Hände und geht. Ganz leise, man hört es kaum. Die Großmutter ist ganz aufgewacht. War jemand hier? fragt sie. Das Mädchen lächelt. Ja, aber ich weiß nicht, wer es war.

Von der Straße her kommen nun auch die Schritte der Mutter und der Brüder.

Da sind wir, ruft die Mutter. Blieben wir euch auch zu lange fort? —

Magdalene lächelt. Nein, die Großmutter schlief. Und ich war im Frühling — bis dort zu den Birken, er hat mir den Frühling gezeigt! — Die Mutter staunt: Wer denn? War jemand hier?

Ja, sagt das Mädchen. Und ich hab ihn gefragt, wer er sei. Aber er sagte es nicht. Dann fragte ich ihn, ob er Jesus sei, — und da sprach er: nein. Nun will ich nachdenken, wer es war. Könntest du dir denken, wer es war? —

Nein, sagt die Mutter. Sie wiegt das Haupt und staunt herab auf ihr Kind, das dasitzt und glückselig lächelt. Vielleicht hat sie auch ein wenig geschlafen und geträumt, denkt sie.

Er hat mir den Frühling gezeigt, sagt sie weiter. Er hielt meine Hand und sah in den Frühling und sagte

mir alles, was da war ... Nein, wohl nicht alles, es ist noch vieles da, das ich n i c h t sah, — aber ich war doch draußen im Frühling. —

Aber sie stehn alle um sie und verstehn sie nicht. —

Ich werde den Tisch decken und das Abendbrot besorgen, sagt die Mutter, — ich glaube, wir sind alle hungrig. — Gehst du mit hinein? —

Bis alles fertig ist, laßt mich noch draußen, sagt Magdalene. Danach holt mich hinein. —

So sitzt sie noch in der Dämmerung des Frühlings. Hat die Hände wieder vor sich auf dem Schoß liegen und denkt, und lauscht, und wartet ...

Frühlingsmärchen

Sonne liegt auf allen Dingen. Spätnachmittagssonne. Sonne und Vögel sind in der Luft. Wind und wehende Birkenschleier den Weg entlang, den das Mädchen geht ... Sie kommt vom Dorf her und geht gegen den Hügel hinzu, der mitten in der Heide liegt, so ganz verwunderlich für die Menschen und für die Dinge ringsum; denn was tut ein Hügel mitten im flachen Land, in der unermeßlichen Ebene, wo graue blaue Weite von allen Seiten des Horizonts im Kreis hereinströmt? Aber alles Fragen ist umsonst; der Hügel liegt da mitten im Land und schweigt. Er trägt die Birken und das Brombeergerank, die Kiefern, die oben im Wind und in der Sonne stehn, wie ein dunkel-heiliger Hain, die Ginstersträucher, die an den Abhängen hinauf und hinunter kriechen, das braune Heidekraut und die krummgewachsenen, in ihrer Jugend schon verkrüppelten Hainbuchen, die nun auch schon grün werden. Denn es ist Frühling. –

Das Mädchen geht da hinauf. – Ganz junge Birkenstämmchen streifen ihr Kleid. Sie trägt keinen Hut; ganz dünne lose Haarsträhnchen flattern an den Schläfen im Wind. Sie ist jung, sie ist biegsam, schlank, sehr schlank; ihr Körper bewegt sich viel, der Kopf nickt manchmal im scharfen Hinansteigen; die großen Augen blicken vorauf und zur Seite und wieder vorauf. Immer in Bewegung. Das Gesicht ist rot geworden beim Steigen; sie streicht

die Haare manchmal zur Seite, aus den Augen; der Atem geht heftig; tief atmend steigt sie, steigt – und da ist sie. Oben! Sie schaut umher, im Kreise; sie lächelt ein wenig. Sie steht im Wind, der bewegt ihr Kleid, die Aermel ihrer Bluse. Sie geht ein wenig, wie suchend, dahin und wieder zurück, zur Seite und setzt sich zuletzt auf einen Baumstumpf. Zieht die Knie vor sich, stützt die Ellbogen darauf und legt das Gesicht in zwei Fäuste. So sitzt sie lange da und sinnt.

Was denkt ein Mädchen, das in der Landschaft sitzt und schaut? Das kann man natürlich nicht wissen. Vielleicht denkt sie auch gar nicht und schaut nur so hin. Vielleicht staunt sie nur über die unermeßliche weite Ebene, über die Weite des Horizonts, der heute, bei klarem Wetter, so ungeheuren Ring dehnt. – „Ring der Ewigkeit" denkt sie vielleicht. Da geht die Heide weit hinaus, und hinter der Heide beginnt das große Bruch, man sieht es noch grün herschimmern. Und mitten hindurch, durch Heide und Bruch, geht die weiße blanke Straße, mit den schlanken Birken zur Seite. Hier stehn überall Birken an den Straßen, andere Bäume an den Wegen kennt man nicht. Sie denkt: es sieht gerade so aus, als wenn die Straße herzuläuft, auf diesen Hügel zu, – wenn man nicht weiß, daß sie unten am Fuß des Hügels ins Dorf abbiegt; aber das sieht man ja nicht von oben. –

Es ist aber nichts, was eine so große Bewegung bewirkt im Menschen, als des Menschen Einsamkeit zwischen den Dingen der Natur; als die Stille, die davon ausgeht. Diese Besinnung kann Hand in Hand gehn

mit einer seligen oder grübelnden Traumhaftigkeit, kann abwechseln mit ihr – zuletzt ist da doch die Besinnung. Und wenn die jungen Birkensträucher zur Seite wispern, oder wenn es leise saust in den Kiefernkronen, wenn der Wind über die Stirn streift, – das stört ja alles nicht das ganz leise Bewegtsein der Seele, das große Schauen, des Geistes stilles Aufquellen in beruhigtem Denken. – Alle Besinnung des Menschen aber endet meist bei ihm selber, endet in der großen Rätselhaftigkeit des Lebens, in der Frage: was soll ich in der Welt? Wer bin ich? Was tu ich? Was werde ich sein? –

Die Glocke schlägt im Dorf. Sie hört es. Erst die hellen vier Schläge und danach die vollen dunklen Stundenschläge. Sie sieht das langsame Sinken der Sonne, sie sieht Rauch aus den Hütten steigen; sie denkt: ich werde sitzen bleiben bis zum Sonnabendläuten. Denn sie hat das Gefühl, sie ist noch nicht fertig hier oben. Als wenn sie noch etwas finden müßte. Einen Gedanken, ein Bild, einen Ton. Eine Stimme. In sich selber oder außer sich. So sitzt sie und wartet. Und da weiß sie auf einmal: sie w a r t e t. – –

Das ist ihr nun komisch: worauf wartet sie denn? – Das weiß sie natürlich wieder nicht. Auf keinen Menschen, gewiß nicht. Sie ist zu keinem Stelldichein ausgegangen. Sie hat nur so das unbestimmte Gefühl gehabt, sie wollte ein wenig in den Frühling gehn. Also was ist es? Da muß sie wieder grübeln.

Das aber führt gewiß zu keinem Ende. Es sei zu dem: daß es am Frühling liege oder an ihrer Jugend.

O, sie ist ja noch so jung. So jung. Es kann ja sein, daß man wartet, wenn man jung ist. — Es kann auch sein, daß es ein Gefühl ist, das der Frühling im Menschen bewirkt. Vielleicht kommt es aus den vielen Wundern, die der Frühling bringt ... Wie da Tag an Tag ein Neues hervorbricht, ansetzt, aufblüht — bis endlich, endlich die ganze Fülle dasteht. Aber so weit ist der Frühling noch nicht. Vielleicht kommt daher dies halb schmerzliche, halb glückliche Gefühl — daß man warten müsse, und daß man wirklich wartet. —

Oder vielleicht ist es die Straße da unten. Die blanke, weite, schnurgerade, die da hinführt, als wanderte sie gradaus in den Horizont ... ins Jenseit dieser Wirklichkeit. Oder als käme sie „geradeswegs" aus dem Jenseit. Da weiß sie auch schon, was dies Jenseit ist: die Heimat aller Kindheitträume, Heimat der Wunder und Märchen. Da ist alles geschehn, was Kindheit wußte und liebte. Alle Wunder und Wunderträume, alle Märchen der Kindheit waren da zu Haus. Da — da — hinterm Rand! O sie weiß. Sie weiß! — Wartet sie nun, daß das wieder kommt? Aber sie glaubt doch keine Kindermärchen mehr. — Es ist nur schön, dies zu denken. Könige kamen geritten, Helden und Prinzessinnen aus Nirgendwo; die Liebe tat Wunder, immer kam einer, wer es auch war, der das Böse überwand ... Das alles kam her, für eine Stunde, für einen Abend, für einen Traum der Nacht, für einen seligen Sommerferientag im Gras unterm hängenden Zweig. — In der Kindheit. —

Aber, was soll es ihr nun? Wird der Himmelrand sich auftun, dort hinten, wo die Straße in ihm ertrinkt? Und

wird dunkel aus ihm hervortreten, hervorreiten — das Märchen? — Der Gedanke ist so schön, daß sie ihn weiter denkt ... Auf einem Pferd wird er reiten. Erst ganz klein, denn er ist doch so weit weg noch. Und dann reitet er die Straße entlang, immer näher herzu. Immer näher — und hält zuletzt am Fuße des Hügels. Wird sie dann aufstehen und hervortreten unter den Kiefern, an den Abhang und winken ...? Ueber den Gedanken muß sie lächeln. Ist es nicht kindlich, das zu denken? Sie ist wohl noch sehr jung. —

Aber die Kinderträume w a r e n doch so; und es ist wohl Wehmut, sie verloren oder vergessen zu haben.

Und in diese Gedanken tritt das Bild eines Menschen ... eines Schulkameraden — oder nicht Schulkameraden — denn er war ja um Jahre älter als sie und die Schwester. Spielkamerad? — Ist auch wohl nicht das Richtige. Aber sie trafen wohl manchmal zusammen. Sonntags, wenn die Wirtsmutter zum Besuch kam und die Jungs mitbrachte. Da haben sie alle wohl (die Kinder) im Garten gespielt, — oder in der Laube gesessen. Sie war wohl noch recht jung damals ... Aber sie weiß noch, daß der eine der Jungen so viel Geschichten wußte. — Er hatte auch sonst einen schnellen Mund und führte viel das große Wort, selbst wenn die Mutter dabei war, so daß sie wohl manchmal ihm sagen mußte: Hermann, nun sei still und halt den Mund! — Sie denkt: warum fällt mir das nun ein? — Warum? —

Aber dann weiß sie auch das schon: eben wegen der Märchen. — Sie kennt viele Märchen zum ersten Male aus seinem flinken Mund. Eben des-

wegen. — So das Märchen der Prinzessin auf dem Turm, von dem sie nicht herunter kann, und die da oben steht im Wind und immer schaut die vier Wege hin und wartet, wer sie befreit. — Und ganz zuletzt kommt der Eine, der das kann, auf einem langen Weg dahergeritten.

So weit hat sie gedacht, da beginnt unten das Läuten. Das läutet den Sonntag ein — und sie sieht: es will Abend werden. Die Sonne steht schon tief. Sie ist dunkler geworden, fast rot, ihr müdes und kühleres Licht tastet langhin über die Landschaft. Da legt sie das Gesicht in die Hände, so daß die Augen bedeckt sind; denn sie denkt: solange muß ich nun warten und lauschen, bis das Läuten zu Ende ist. Dann kann ich ja sehn, wie das Märchen weiter geht. — — —

Und sie sitzt und lauscht. — — Aber in diesem Lauschen geht das Märchen schon weiter, ohne daß sie es will. Das Läuten, die Glockenklänge, tragen sie auf ihren Wellen; ihr Sinnen geht ganz leise hinüber in einen leichten Traumschlaf . . . und da sieht sie den Himmel wirklich offen. Er hat sich auseinander getan. Hinter der „Ferne", dem Traumland der Kindheit, ist wirklich verborgen der Wunder Unzahl. Sie sieht es. Eine ganze Weile. Und dann schließt er sich wieder. Aber nicht, ohne jemand hindurch gelassen zu haben — der reitet nun w i r k l i c h auf einem Pferd die Straße herzu. Es ist ja deutlich zu sehen. Der Helm, das Schwert, des Rosses Mähne, der Speer in der Faust. — Und reitet immerzu. Sie wird warten, bis er da ist, und dann an den Rand treten und winken. — So wartet sie. Aber das Läuten ist schon in ein paar

sanften schönen Schlägen ausgeklungen; und sie sitzt immer noch mit den Händen vorm Gesicht. Sie träumt immer noch . . .

— — — — — — — — — —

Bis eine Stimme ganz nah bei ihr sagt —: Guten Abend. — Da fährt sie auf und setzt sich wieder im Schreck. — Aber die Stimme sagt: Erschrecken Sie nur nicht — ich komme des Weges — —

Des Weges — die Straße — — Ja doch — ich weiß. — Hab ich's nun versäumt, an den Rand des Hügels zu kommen und zu winken —?

Der Mann sieht sie an und lächelt. — — Er weiß nichts zu sagen. Er lächelt ein wenig. — Sie sieht es nicht; denn sie ist noch sehr verwirrt . . . Sie spricht weiter: Und das Pferd — —? Es steht wohl unten am Hügel? . . . Wir wollen hinab steigen. —

Der Mann spricht: Wenn Sie ins Dorf gehn, so haben wir gleichen Weg. Aber ich komme zu Fuß, haben Sie einen Reiter erwartet . . .

Nun ist sie wieder ganz bei sich. Sie schämt sich. Sie errötet, aber das sieht man kaum zwischen dem Schatten der Bäume im Abendrot. — — Sie will schnell fortlaufen. — Aber der Mann sagt: Warten Sie doch — — ich ginge gern mit Ihnen. — — Und fast glaube ich: wir kennen uns. — —

Sie bleibt noch einen Augenblick stehen und schaut sich fragend um. — — Vielleicht kennen wir uns, wiederholt der Mann. Waren Sie einmal ein Mädchen, das immer rote Bänder in den Flechten trug?

Rote Bänder tragen viele Mädchen. —

Nun denn — und das der Mutter im Garten so gern an den jungen Erbsen naschte?

Sie schweigt und sagt dann langsam —: Ja. Und dann waren Sie einmal ein Junge mit flinkem Mund, der so viele Geschichten wußte. —

Der bin ich. — Dann können wir wohl gehn. — Aber was war's mit dem Pferd? Erwarten Sie jemand?

Sie errötet noch einmal, — nun schon im Gehen. Ich hatte ein wenig geschlafen und Kindheitsmärchen geträumt — sagt sie dann.

Als er schweigt, sagt sie nach einer Weile weiter: Mir war so wartend zumute . . .

Ja und —?

Ich träumte ein kleines Stückchen aus einem Märchen —: Er kam aus dem Horizont geritten — auf dem Pferd — und ich wollte an den Rand gehen und winken . . .

Und da war ich schon bei Ihnen — —

Ja, aber Sie — waren denn Sie gemeint . . .?

Das eben weiß ich nicht, sagt er und lächelt sie an.

Da sieht sie schnell gradaus. Nun, ich kann es auch nicht sagen . . .

Das ist schade, sagt er ehrlich . . . Ich komme heim mit Heimatsehnsucht — wenn auch nicht wie im Märchen. — —

Aber sind wir denn noch K i n d e r?

Was denn anders? sagt er. Sie haben doch eben noch da oben geträumt. — —

Da sagt sie: Nun, dann war's vielleicht schon so richtig. Ich habe gewartet, und Sie haben mich da gefunden.

Deswegen mag es doch ein Märchen sein. Denn Märchen mögen auch richtig sein ohne Könige, Pferde und Waffen. — —

Sie sind zwischen den ersten Häusern. Er lacht vor sich hin und will nach ihrer Hand fassen. Aber da läuft sie weg — — lacht aber noch einmal zurück und ist verschwunden zwischen den Hecken. Und er geht weiter die Dorfstraße hin, daß er eintrete zur Abendzeit bei den Seinen und spreche: Da bin ich.

Die Frühlingsstraße

Alles ist Weg. — Und unser Traum und unser Dichten, unser Sagen von dem, was war und was ein voraufeilendes Ahnen in uns gern möchte, daß es sei — das ist Abtasten dieser Wege in der Zeit. Die aber schwer zu finden sind; denn die Zeit ist grau — wie die Abenddämmerung, wie der Horizont fern um deines Schauens Rundung, wo weit das Wirkliche in das Wesenlose übergeht. — —

Wir sitzen vielleicht an ganz stillen Nachmittagen allein im Zimmer und möchten noch einmal die Geschichte unserer Kindheit oder die Geschichte unserer ersten Liebe aufstehen lassen, möchten sie noch einmal leben oder nachleben; möchten sie bei uns haben, diese rührenden einfachen Geschichten, in denen soviel Fühlen eines einsamen weichen Herzens ist, und fragen uns nach langem vergeblichem Suchen doch nur erstaunt: ob das alles vielleicht — gar nicht gewesen sei, da wir es so schwer oder gar nicht finden. — Und wenn wir hingehen in die Heimat, wo das alles einmal wirklich g e w e s e n sein soll, wie wir glauben, dann erschrecken wir noch mehr. — Wohl mag vielleicht eine Wirklichkeit da abgelaufen sein, wie ein Band von einer Spule — aber wir waren das wohl nicht —!? Dann sind die Zweifel da, und die quälenden Rätsel des Werdens und Gewordenseins haben uns gefaßt. — Wir gehen wieder aus der Heimat fort und sinnen doch immer noch. Denn muß nicht irgendwo noch einmal zu finden

sein und aufbewahrt sein — jene Wahrheit, die wir in uns zu haben meinen? — Und dies Suchen ist dann auch nur ein Weg; und die ganz Unermüdlichen, die nicht ablassen zu suchen, die kommen dann vielleicht ganz zuletzt dorthin, wo ja notwendigerweise alles sein und erhalten und aufbewahrt sein muß, bei Gott, in dessen großen Sälen auch jenes noch ist, das wir waren — der Weg unseres Selbst — (und doch wiederum nicht unseres Selbst, da wir ja doch nun etwas anderes s i n d) und da ist dann noch jene Schönheit des Frühlings und der Vogelstimmen und der Feste und der seligen Tage, auf die wir uns besannen, da wir schauernd uns als einen ins Ewige rollenden Weg erkannten. — Denn alles ist Weg. Nur, daß er so oft verborgen ist, so unerschaubar; denn unser Weg, der war in der Zeit; erschauen und in sich h a b e n kann man aber nur, was im Raum ist; davon nur kann man beglückt oder erschüttert sein, nur das kann man anlächeln, nur vor dem kann man sein Angesicht verhüllen (wenn es zu gewaltig auf uns hereinbricht). Wir können nie, nie fassen und halten die Zeit und was in ihr geschieht. — Und so macht unser Schauen, unser Erinnern es zum Raum. — Oder w a r es immer Raum? — Waren wir nie in der Zeit?

Kann Zeit farbig sein? Bunt und vielfältig? Ist sie nicht ein abgesplittertes Stückchen Ewigkeit? Aber die Ewigkeit ist grau. — Und ununterscheidbar, was sie verhüllt. — Aber wir machen die Zeit zum Raum, zu einem vielen Nebeneinander, und finden da die Geschichte unseres Lebens, die doch nie war. — — Was ist dies alles? Rätsel der Rätsel. — Etwas Unlösbares. — Wie eine

schwermütige Melodie ist dies. — Wie wir hängen wie Früchte, die werden und wachsen an einem schwanken Zweig, und nennen ihn Zeit, und reifen und fallen ab in den unendlichen Raum. Ist, was uns nährt — (das Fließende — — wie ein nie mündender Strom hinaus fließend ins Unermeßliche) — —: die Z e i t? (die nur im Gefühl erfaßbare?) Und, was wir schauen und in unserem Bewußtsein haben, der Raum —?

Man könnte ja die Geschichte eines Birkenbäumchens schreiben, das irgendwo am Weg steht im Heideland (vor vielen Jahren bin ich manchmal daran vorbeigegangen). Aber würde ich die Geschichte dieses Bäumchens erschauen, wenn ich hinginge, den Weg zurück von hier und vom Heute aus, und stellte mich vor es hin — und sähe es aufsteigen aus der braunen Moorerde in den Frühling? Nur, daß das, was es war, dann in ihm eingeschlossen wäre, aufbewahrt in ihm, wie unsere Kindheit in den Sälen Gottes. — Ist es nicht nur Raum und immer Gegenwart? Und seine Geschichte wäre nicht abgetrennt von allem, was war und ist, wäre nicht abgetrennt von der Sonne und vom tiefsten Grund der Erde, nicht abgetrennt von Regen und Wind, der aus unfaßbaren Weiten kam, ehe er ihm Atmung einhauchte in die Poren seiner jungen Rinde. — Denn die Geschichte dieses Bäumchens wäre Geschichte der Welt. Eine Kosmogenie. — — Könnte man seine Geschichte erzählen, wie man sie, vielleicht, erschaut? Und wäre sie in der Zeit? Dann müßte man die Zeit in ihm erschauen. — Aber man erschaut nur, wie groß es ist und wie schön es ist. — Vielleicht ist es jetzt schon so groß, daß es im Frühling die dunklen weichen Kät-

chen trägt, die ich so liebte, damals. Die lagen unter den vielen Bäumen hin an den Sandwegen. — O, alle, alle Schönheit der Erscheinung im Raum oder des Raumes ist doch die Gegenwart. — Die Zeit aber ist grau —, sie ist aller Enden mit der Ewigkeit verbunden. Woher wir kamen —: die graue, farblose Ewigkeit; wohin wir gehen —: die graue, farblose Ewigkeit. — —

Und doch ist alles Weg. — Der Baum, die Vogelstimme von der Krone der Ulme bis zu mir und von der Krone der Ulme her nach allen Seiten in das Sonnenlicht eines schönen Aprilmorgens flutend, die ersten Regentropfen eines sanft beginnenden Dämmerregens, und die ersten Krokusblüten in der nackten Gartenerde. — —

Alles ist Weg. Aber wir begreifen ihn so schwer. — Als müßte unser Auge auch noch wachsen. Wir schauen ihn nur in der Erscheinung (der gegenwärtigen), in die wir dann wohl ahnend hineintauchen, — und um die wir die Lichter spielen sehn, und die sich bewegt im Wind.

Alles ist Weg. Und der Weg ist Zeit, und die Zeit gerinnt zum Raum. Und wir bestaunen die Schönheit von allem, Ding bei Ding gestellt, und beisammen, und alles verbunden mit allem. — Aber des Rätsels Lösung haben wir noch nicht gefunden. — Wir sind schon glücklich, wenn das Rätsel selbst in unsern Worten klingt und die Stimme des Staunens daraus vernehmbar ist. — —

* * *

Ich weiß von einer Frühlingsstraße. — Und in einer Stunde steht ein Gedanke in mir auf: von dieser Frühlingsstraße zu sagen. — Und das ist dann so seltsam,

und ich bin auf einmal ganz hilflos. — Wie kann man von einer Straße erzählen, und gar ihre Geschichte, oder auch nur eine einzige ihrer vielen ungezählten Geschichten!? Denn meine Erzählung würde doch auch wieder ein Weg sein wollen, wie die Geschichte entsteht, und wäre hernach ein Ding, — wie alles andere. — Und wenn ich auch alles in mir habe, den Frühling und die weite, weiße Straße durch den Frühling — wie soll man das s a g e n können? Wie schön es auch immer ist — — wie soll man es sagen? —

Blasse Nächte des Frühlings. — So im April. Herb im leichten Nebel, in atemloser Luft, stehn die Bäume in den Hainen, an den Wegen; liegen die Höfe dunkel an der dunklen Erde. Irgendwo sind Weiden aufgeblüht und duften an den Hecken. — Leise gleitet das dunkel-glänzende Wasser des Baches durch die Nacht. — Und eine Stille ist da, durch die nur manchmal Tautropfen fallen von feuchten Aesten, fast unhörbar ins Gras oder in Sand. —

Liegen nicht alle Wege schlafend, wie die Häuser und darin die Menschen? Liegen nicht alle Wege unbeweglich, wie tot? Und die Bäume und der Wald und die Sträucher an den Knicks haben etwas in ihren Mienen, etwas Unwandelbares, als solle dies alles so stehn von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Und die Seele — wenn eine d a ist und wacht — die Seele, die anschaut, selber doch lebendig, würde entrückt werden wie in einem Traum: im Anschauen solcher Frühlingsnachtstille. —

Würde aber danach, vor Morgen, doch erstaunen, daß auch die Stille sich bewegt. Das Fahle der Landschaft, der Luft, wandelt sich. — — Sacht sieht man Nebel sich be-

wegen. — Und dann ist, als ob eine ganz ganz ferne Helle herüber und herauf schauerte. — Da erschauert man vor der Kühle und schaut über die Landschaft hinweg gegen den Osthimmel. — Da schwebt es herauf, gelb und rot, grün untermischt; und dann das Morgenrot, hoch und leicht aufschwebend. Man steht auf einmal aufgerichtet da und hört hin und weiß mit einem Male, daß ja Vögel singen irgendwo in den Hainen. Hat man an ihnen vorbei gelauscht, da man tief nach innen horchte, in die eigene Seele oder in die Seele der Nacht? — Nun erst hört man sie wirklich singen und weiß nicht, wie lange sie singen. Und mit dem ersten Strahl, der wie zischend herüber und herunter fährt, mit dem ersten Lichtstrahl wird alles anders. Man weiß, man fühlt: es ist etwas an einem heruntergeglitten oder fortgeglitten — in die Ferne. Und schon hat man es vergessen. Denn da steht der Tag, jung und schön. Es ist nicht Zeit mehr, der Stille der Nacht zu gedenken, und wie dies Wunder möglich war, daß ein Tag wurde. Der ist d a, mit dem Zwitschern des ersten Grüns an den Birkenzweigen. — — O Hain an der Straße! Die grauen Eichen mit den kahlen Aesten, aber dazwischen die Birken, weiß die Stämme und das erste scheue Grün an den dünnen Zweigen — — Licht in den Wipfeln. — Die Buchen aber haben dicke Knospen, aus denen es gelb-grün quillt. —

Und dann fällt der Blick hernieder, schleift ein wenig am Boden und liegt auf der weißen Straße . . . Da haben nun die ersten Strahlen auch die Straße erreicht — sie gleißt weiß auf — — und läuft, läuft — — o, man kann nicht folgen mit den Augen, so schnell. — — Sie

rennt gegen das Wirtshaus und die Kirche zu, wie um sie zu überrennen; aber da ist sie verschwunden an der Biegung in einer Allee von hohen alten Kastanien. — — Aber schon glänzt sie fern auf — weit, da kommt sie wieder hervor, — jenseits des Pfarrhauses, über die Brücke und hinweg — — immer hinweg — — immer hinweg — — in die Heide, und da immer zwischen den Birken hin — — und ist im Horizont verschwunden. —

Und ist verschwunden. — — Man steht noch und sinnt ihr nach . . . Aber da kehrt der Blick aus der Höhe und Weite des Sinnes zurück und liegt wieder auf der Straße und läßt wieder von ihr (oder hinter ihr) sich schleifen . . . und weiß nun: diese weiße, weite, helle, im Licht gleißende Frühlingsstraße enteilt in rasendem Lauf, immer, und ist immer doch d a — — als hätte sie mit Lichtesschnelle die Erde umrast. — Und ist immer da. Immer da. —

Und da du nun hervortrittst, unter den dichten Birken hervor, um gegen das Dorf hin zu gehen, gegen das Wirtshaus und die Schule und den Pfarrhof — — ehe du die weiße Straße betrittst, siehst du, wie sie immer zwischen den Birken hin — — aus dem Walde her herzuläuft — und da du sie nun betreten hast und unter deinen Füßen sie dir entgleitet, wie ein schneller Strom — ist sie schon wieder an der Biegung, neben Kirche und Wirtshaus, und verschwindet in der Allee der hohen alten Kastanien. — — Die weiße Straße. — Und da sitzen nun die Drosseln auf der Kirche und auf den Ulmen im Kirchhof, Stare lärmen in den Kastanien, die sind schon grün, und vor den Starkästen im Garten des Lehrers. Aber die leichten, schönen Schatten der Baumzweige, die

im Morgenwind wehen, und der blühenden Kirschen im Wirtsgarten, der Sträucher an den Hecken da (Syringen und Schneeball haben schon junges Grün), die schönen schaukelnden Schatten liegen auf der weißen Straße, wie schwimmend, als könnte man sie so abheben, wie leichte, grüne Blätter auf einem glatten Wasser. —

Sieh da ein Kindergesicht. Schaut aus kleinem Fensterchen herab auf die Straße. Lächelt und schaut. Zwei leuchtende Augen, und darüber eine hohe weiße Stirn, und das Haar — glatt gescheitelt zu beiden Seiten fällt es gelb herab . . . Lächelst du die weiße Straße an und wie sie so schön ist — —? Aber sie gleitet dir vorüber. — —

Nun unter den Kastanien neben dem Kirchhof hin, und links steht das Schulhaus, still, die Sonne blitzt in den Scheiben, das Tor ist noch geschlossen — aber gegenüber die Kirchhofspforte ist weit auf, — als sollte alles dicht an dicht Aufblühende, Aufgrünende über dem Toten, das da unter der Fläche des Daseins heimgegeben ist dem Urgrund, den Müttern, — als sollte allem, was da über dem Toten heraufwächst, der Blick und Schritt frei sein: auf die weiße Straße. — — Und die Straße, wie beladen mit Schatten, ganz leichten, mit den Stimmen der Vögel und den Flüsterstimmen der Zweige — — läuft weiter. — Sie horcht auf am Pfarrhaus, da stehen die Fenster der Zimmer schon auf, und aus den Fenstern oben am Giebel und am Dach leuchten die weißen ausgelegten Betten hervor. Ein Mandelbäumchen aber steht einsam auf einem Beet vor offenem Fenster des Wohnzimmers und blüht rosazart. Siehst du die Straße, Bäumchen, die weiße, und wie sie vorbeiläuft? Du aber stehst abseits und

kannst ihr zuschauen und fühlst vielleicht tief innen in deinem jungen Blut, wie schön das ist und wie schön das alles zusammenpaßt: — du, fest gegründet in dunkler Erde und abseits stehend, und die Straße, die immer vorbeiläuft und immer doch da ist. Und drinnen im Zimmer gehen die Menschen hinter den weißen Gardinen, schauen auch einmal heraus, ein junges Frauengesicht ist dabei; und man hört das Klirren der Tassen zum Morgenkaffee. Schön wird der zu trinken sein am offenen Fenster mit dem Blick in den Frühling und auf die weiße Straße, und im Kreis froher Gesichter. — — Und nun weiter gegen die Brücke zu, unter den Kastanien heraus, gegen die Holzbrücke über das Flüßchen. Die Straße hebt sich ein wenig und windet sich hinüber — — drüben gleitet sie wieder schneller fort. — Ja, es wäre Zeit zu dampfendem Kaffee und weißem Brot mit leuchtend gelber Butter. Da an der Brücke steht ein zweites Wirtshaus, auch mit offenen, blitzenden Fenstern, und der Wirt steht in weißen Hemdsärmeln an der Tür; die Magd ordnet drinnen das Wirtszimmer, die Tische sind schon gescheuert, die ungestrichenen. Sie sind noch ganz wenig feucht. Eben werden die Gläser und Kannen feucht abgewischt. — — In der Nähe des Fensters ist es schön zu sitzen, mit dem Blick hinaus auf die Straße, auf die Heide, die braune Heide. Und ein paar kleine Birken stehn da, wie immer, und weiterhin erhebt sich dunkel, wie eine Wand, ein Kiefernwald. — — Das Mädchen bringt lächelnd mit einem freundlichen Wort Kaffee, Milch, Brot und Butter und geht wieder an die Arbeit. Langsam findet man aus dem Träumen und Sinnen zum Essen. — Ein Wagen fährt

donnernd über die Brücke und hält am Tor. Wirt und Fuhrmann reden zusammen draußen; es ist einerlei was, aber man lauscht, wie die Stimmen so in den Frühlingsmorgen klingen und wie sie da hineinpassen. Der Wirt holt ein Glas Bier aus dem Zimmer und nimmt eine Zigarre aus dem Kasten und bringt's dem Manne draußen; der trinkt das Bier im Stehen, langsam in Zügen, stellt das Glas dazwischen aufs Fensterbrett und steckt sich die Zigarre an. Sie reden noch ein wenig, dann fährt er wieder. Ein Radfahrer kommt an, springt ab und stellt sein Rad unters Fenster. Er kommt herein, schlank, groß, er will eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot mit Schinken. Zwischen dem Essen fragt er nach dem Wirt. Der sei im Hofe, wo der Knecht anspanne, um zur Stadt zu fahren. Ob er ihn einmal sprechen kann. Die Magd ruft ihn, und er kommt auch bald; und es beginnt ein Handel um eine größere Mehllieferung, denn der Wirt ist auch Bäcker und kriegt sein Mehl vom Windmüller aus Moordorf. – Die Magd ist nun fertig und geht mit Eimern und Wischtüchern fort. – Es ist wohl Zeit zu gehen; die Straße lockt, wie sie immer vorbeirennt und immer da liegt. – Draußen sieht man, wie die Sonne gestiegen ist, sie liegt ein wenig wärmer und schwerer, aber die kühl-milde Luft und ein leichtes Wehen gleichen das aus. – Nun weiter. – Ein Hof liegt an der Straße, das „Kämert" gegen Süden, die Sonne scheint schräg hinein. Ein kleines Bauerngärtchen vor den Fenstern; da harkt ein Mädchen die Beete und Wege und lacht still vor sich hin. Auch hier blühen die Kirschen, und die Birn- und Apfelbäume haben dicke Blütenknospen. Und überall die wimpelnden Bir-

ken am Wege hin und abseits am Wege am Rande der Felder oder auf unbebautem Heideland. — Auch Lärchen ein paarmal, die haben ein so wunderleichtes und zartes Grün. Und immer die Sonne auf allem und auf der weißen Straße. Die immer unter meinen Füßen mir entgleitet und auf der ich langsam auch weiter gleite . . . da sie doch immer unter mir ist und mich trägt. O die Stille! Und nur die Lerche einmal, die in der Höhe singt, einfach und schön die wenigen Intervalle aus so entrückter Höhe. — — Weißlinge und Zitronenfalter schwanken auch wohl über den Weg . . . Und immer die Vogelstimmen in den Hainen. — Ein einsamer junger Mensch an der Straße, an einer weißen Birke lehnend, der schaut den Weg entlang gegen das Dorf zu — wo ich herkomme. Der Kirchturm ragt auf aus den Bäumen des Friedhofes und der Kastanienallee — und ein Zipfelchen vom roten Kirchendach. Er wendet sich, ehe ich heran bin, springt zurück über den Graben zwischen die Bäume, wirft sich ins Moos und nimmt ein Buch und liest. — Vorüber —. Der will allein sein; aus seinem Schauen ist nur zu erraten, daß ihm etwas fehlt zu seinem Frühling. — Ich meine ihn zu kennen und finde doch nicht gleich, wer es ist. Es i s t ja auch gleich. Vorüber. — Die Straße lockt immer noch. — Das Geheimnis des Frühlings und das einzig schöne Fühlen, das er dem Herzen gibt, das ist, wie alles w i r d: Grün und Blüte, und dazwischen und im Licht ist noch soviel R a u m für mehr und immer mehr. Die Vielfältigkeit der Farben und Stimmen, die dunklen herben Farben: Braun und Schwarz und Grau — dann das Weiß der Straße und der Birkenstämme und

das helle Grün, aber das noch mit so vielen Nuancen. Und dann die Blüten der Kirschen und die rötlichen Apfelblütenknospen. — Auch noch die Marienblümchen an den Grasstreifen, die die Straße begleiten, und die ersten Hahnenfußblüten und die gelben Löwenzahnblüten. — —

Es ist noch nicht Mittag — da steht die Stadt vor mir. — Die Straße stürmt hinein, und ich folge ihr. Ein Wagen kommt mir entgegen, Kaufleute stehen in ihren Ladentüren und sehen jeden Vorübergehenden an. Und wie still auch die kleinen Straßen der Stadt sind, nach der Stille der Heide und der weißen lautlosen Heidelandstraße ist ihr Leben um mich wie ein behaglicher Lärm. Ein Fleischergeselle in weißer Schürze und die leere Fleischmulde unter dem Arm — ein Schusterlehrling in blauer Schürze, der ein Paar Stiefel in der Hand hat, Kinder, die auf dem Nachhauseweg von der Schule ihre Zeit vertrödeln, ein Lehrer, den sie scheu grüßen, ein eiliger Barbier mit seinem Gerät unterm Arm und die Kutsche des Landarztes. — — Das holperige Pflaster hat die glatte weiße Heidelandstraße verschluckt. —

— — — — — — — — — —

Lang schon auf dem Heimweg. — Und schon sinkt die Sonne. Der Geruch des Abends beginnt, der herbe; aus Moor und Bruchwiesen zur Seite aufsteigende Feuchtigkeit. Ich sitze einmal auf einem Wegstein, mit dem Rücken gegen einen kleinen Wald, mit dem Blick gegen den Abend, auf die sinkende Sonne und das beschienene Land. Ein Rauch steigt über einer Heidehütte auf, — ein heimkehrendes Gespann fern in einem Sandweg, die weiße Stra-

ße wie ein Band neben mich gelegt und immer noch hinfließend wie ein schneller Strom.

Und wieder weiter. Aus einem Birken- und Föhrenstand hervor über den Straßengraben springen zwei. Ei ja, kenn ich den nicht, den jungen Menschen? Ist's nicht der, dem etwas fehlte zum Frühling —? Und ein Mädchen mit einem Sonnenfrühlingshut am Arm, der schaukelt am Gummiband. — — Ein Ruf, ein Lachen, ein Blick zueinander und her zu mir, der hinter ihnen schreitet, ein Winken — — und fort — — leicht und schwebend, vorauf das Mädchen. Der andere verschwindet jenseits des Grabens im Dämmerdunkel der Föhren.

Graublau die Ferne. Die Sonne sinkt immer noch. Glockenschläge vom Turm, der wieder aufragt aus den Bäumen, und das rote Stückchen Dach.

Ein paar Wagen, schnell hintereinander fahrend, überholen mich. Ich sehe und höre sie vorauf schon über die Holzbrücke rollen und in der gebogenen Allee zwischen Pfarrhaus und Schule verschwinden. —

Es ist so still im Wirtshaus an der Brücke. Ich blicke durch die Fenster herein. Da sitzen ein paar Tagelöhner am Tisch beim Bier, ihre Schaufeln stehen draußen an die Haustür gelehnt.

Ich stütze mich an das Brückengeländer und schaue noch zurück in die Landschaft. — — Alles nur Friede und Stille und ruhendes Träumen. Nur die Straße, die weiße Straße läuft ohne Aufhören dahindurch. Und die Bäume und die Häuser an der Straße sehen ihr zu. —

Und ohne Aufhören schaukeln die dünnen biegsamen Zweige der Birken im Wind am Weg und das wehende

zarte Grün. Die Sonne sinkt langsam unter den Horizont, das Abendrot ist da. Und da — wer geht vorüber auf der weißen Straße? Ein Frühlingswunder — oder was? Ein Mädchen, einen Birkenzweig zum Kranz gebogen um den Kopf, weißgelbes Haar, glänzende Augen, ein blaues Kleid und rote Hände, die auch Birkenzweige tragen — — geht die Straße hin, die lange weiße Straße . . . und immer weiter zwischen den beiden Reihen Birken hin — — wie um ins Abendrot zu gehen . . .

Unter den Kastanien gehe ich langsam hin. — — Heim. Ist ihr Grün nicht voller und schöner geworden seit dem Morgen? — Am Schulhaus spielen die Kinder aus der Nachbarschaft . . . Die Klänge eines Klaviers aus der Lehrerwohnung. — . . Die Straße wird grau in der Abenddämmerung. Es fällt der Tau und feuchtet Bart und Haar . . . Und da ist's, als ob die Straße auch stiller würde . . .

Und eh ich eintrete, zur Seite ins Haus, da ich daheim bin, ist auch schon tiefere Abenddunkelheit — und darin seh ich, einmal noch zurücksehend, wie die Straße leiser und leiser gleitet. Bald wird sie wohl ganz still liegen, eine Frühlingsnacht lang. —

Wenn der Tod blüht

Man hat mir geschrieben, daß Walter gestorben sei. Da habe ich eine ganze Zeit ganz dumpf und einfältig gesessen in meinem Stuhl, ganz dumm und ohne Gedanken. Denn ich verstand einfach die Worte des Papiers nicht, was das sei, der kleine Walter sei tot.

Denn es war irgendeine Unbegreiflichkeit, hinter die man schwer kommt. So hab ich – nicht „gedacht", sondern „gefühlt".

Denn das Wort „tot" war ohne Sinn für mich. Wohl ahnte ich dahinter eine Tatsache, die ich nicht verstand. Aber sonst – es ist so schwer zu denken und zu fühlen, was das Leben meint. – Ueberhaupt meint, mit allem. Denn daß wir es zu verstehen glauben, das ist wohl, wenn wir im Glück sind oder schön umfriedet, oder in Liebe, oder im Zorn, oder in stiller Freude. – Doch immer einmal reißt auf die Kluft unter dir, um dich, und du siehst in ein gähnendes Loch.

So, als ich las, daß Walter gestorben sei. – So viel verstand ich, daß etwas geschehen sei, eine Tatsache da sei, und daß man ihn morgen in die Erde graben werde. Aber dahinter – war graues Nichtverstehen, absolute Leere.

Dann kam der Zorn – auf Gott oder wen . . . auf ein Hirnloses irgendwo. Auf die Sinnlosigkeit alles Geschehens – – auf, auf, ich weiß nicht worauf . . . Darauf, daß ich nicht verstand. – Und kam vom Bild des

Lebenden nicht los. — Wie mich das Leben einmal mit dem kleinen Walter zusammengeführt hatte, wie ich ihn zum erstenmal sah, wie ich ihn im langen gelben Haar herumlaufen sah, still, scheu, sein kleines Leben füllend mit seinen kleinen Taten, mit seinem Denken und Tun und seltenen Sprechen. — Wie er mich wohl begrüßte, wenn ich ins Haus kam: Bist du schon wieder da? Und ich fragte dann: soll ich denn nicht mehr kommen? Und er: doch! Oder er am Gitter stehend und auf die Straße schauend, oder im Garten laufend, zwischen den Beeten, mit seinen Schwestern spielend, haschen oder sonstwas. Oder, wenn ich in der Stube saß, und er kam herein, und ich konnte ihn auf den Schoß nehmen. — Das Leben eines Kindes an unserem Erwachsenenleben scheu und unerfaßt vorbeistreifend. Unerfaßt, — sicher . . . Denn wo wäre ein Erwachsener einem Kind g a n z nahe gewesen . . .

Und nun mit einem Mal — — weg! Er ist nicht mehr. Verwischt wie ein Bild auf seiner Schwester Schiefertafel. Ausgelöscht wie ein Tropfen. Vorbei. — Nicht, daß ich ihn mehr geliebt habe, wie so vieles. Aber, etwas in mir rüttelt, das will eine Wand weg haben, um zu s e h e n . . . Denn s o — ohne daß ich klarer sehe, ist dies zu d u m m.

Was heißt das: Weltgeschehen im Konflikt mit Menschensehnen, Menschenliebe und -wunsch? Ich gestehe, es nicht zu wissen. — Irgendwo ist alles eins.

Nicht Schmerz ist dies alles in mir. — Nicht Weh des Verlierenden. Nicht getroffene Ichsucht. Es ist nicht getroffene Leidenschaft, — aber dennoch, es ist Leidenschaft dessen, der erkennen will. Es ist dennoch eine elementare

Sehnsucht, etwas zu zerschlagen, weil etwas so dummklotzig um uns steht.

Ich will hingehen und arbeiten. – Ich will einstweilen vergessen. – Manchmal denk ich, daß man alles noch findet, das nicht gewaltsam zu erreichen ist, weder außen noch innen. Daß wir alles finden werden, wo und wann.

Ich habe den Nachmittag über nicht daran gedacht. Es wurde Abend, es dämmerte.

Man weiß nicht in der Dämmerung: steigt sie aus der Tiefe auf, oder sinkt sie aus den Himmeln, oder kommt sie horizontal von allen Seiten her? Oder geht eine Veränderung mit der Luft um uns vor, daß wir das eine Mal sehen und das andere Mal – nicht sehen. – – Wir fühlen nur, es dämmert, wir sehen nicht mehr oder sehen undeutlich, fühlen uns dann wie in einer guten Hand oder in einer quälenden Enge. Das ist, wie es ist, man kann nichts dazu tun. – Ich habe die wundervollsten Frühlings- und Sommertage verlebt, und stand auf einmal in beginnender Dämmerung in einer trostlosen Trauer.

Und nun auf einmal nach diesem dumpfen Tag, da die Dämmerung nun wieder da ist, da ich heimkomme von meiner Arbeit und will zu meiner Liebsten gehen, da ist mir leicht.

Noch ein letztes Quälen, wenn ich denke, daß Walter tot ist, aber schon nicht mehr wie am Morgen. Schon wie Ahnung, daß auch dies untertaucht, in die große Tiefe, darin wir alles Gewesene mit uns tragen, in den großen schwarzen Brunnen, der stumm, ruhig, ganz leblos in uns liegt, und all das enthält, was einmal war und dann nicht mehr war. All das Ungeborene.

Alles ist Geist, dünkt mich nun.

Alles Geborene geht in die Tiefe des Ungeborenen und ist da wie nie geboren ... Schaut da noch ein Auge herauf und sehnt empor zu uns im Licht ...?

Oder: sind wir im Licht? Ist nicht vielleicht das „Licht" nur relativ und unser Tag noch eine Nacht? Also: ist auch die ungeborene Tiefe in uns noch ein — — Sein?

Wir wissen nichts, — aber wie kann „Nicht-Wissen" noch leise lösend und oft befreiend sein? Es ist es doch, und eine Weile ist es wohl in uns ganz schmerzlos.

Was ist schwerer zu verstehen, als das Rauschen der Nachtbäume im Wind. — Ich bin hinausgegangen eine lange Straße. Bäume stehen, es redet etwas über mir. Das ist mir gleich. Ich ging immer die lange, gerade, dunkle Straße.

Aber wenn man die Augen ans Dunkle gewöhnt hat, sieht man Zweige, die sich bewegen. Man fühlt bewegte Luft im Angesicht.

Ich muß noch einmal denken, wie der kleine Walter starb, es steht alles im Brief: er spielte an einem Morgen im Frühling vor dem Hause auf der Straße. Er stand und sah Wagen fahren, er sah die Straßenbahn, Hunde kamen und gingen. — Eine Frau trug einen Korb am Arm vorbei, er sah die Sonnenkringel durchs Laub der Bäume auf den Steinplatten des Trottoirs, er ging quer über die Straße, wo die Schule ist, mit dem Platze davor und dem Gitter. Er sah ein paar Hühner auf dem Schulplatz laufen und sah aufmerksam zu, wie sie pickten und die Köpfe drehten. — Er wollte wieder zurücklaufen, nach Haus. Und eben, als er den letzten Schritt tut über den

Schienenstrang, kommt die Elektrische und faßt seine Ferse. Er fällt, schreit. Und ein Stückchen Fleisch der Ferse ist abgerissen . . . Sie tragen ihn ins Haus.

Lange lag er so. Die Wunde ist nicht wieder heil geworden, und eines Tages lag er ganz still und bleich im Krankenhaus . . . und rührte sich nicht mehr . . .

Es ist keine Geschichte, die man erzählen könnte, um der Menschen Herzen damit zu erschüttern. — Aber es ist ein Weltgeschehen — wie alles Geschehen. — Und im übrigen möchte ich nur verstehen, was der Tod ist.

Hier ist die Straße zu Ende, hier ist der letzte Baum. Und drüben, noch ein Schritt, da ist nichts mehr . . . Da ist der Abgrund. Nebel liegt. Der deckt den Abgrund. Ich will keinen Schritt mehr tun. Ich lehne mich an den Baum.

Wer für einen Augenblick sein Blut auslöschen könnte, daß es nicht mehr klopft und denkt, — und doch dabei sein Ohr behalten könnte und lauschen.

Denn wir sind nichts aus uns selbst und wissen nichts aus uns selbst, wir reden mit etwas, sei es auch nur wir selbst. — Aber auch sonst — es redet mit uns. Und was sich offenbart, das sind nicht wir, sondern e s in uns.

Dort — die Straße geht hart bis an den Rand des Dorfs — da ist die Tiefe, da ist Meer, da ist Abgrund. Kein Gitter, kein Zaun, die Straße bis an den Rand, — und dann — kein Schritt mehr. Ich lehne am letzten Baum. Ich sehe hin. — Das erste Bewußtsein des Menschen ist ein Märchen. Vielleicht wird auch das letzte ein Märchen sein.

Ich meine, es rudert etwas her . . . Aber je mehr ich

hinhorche, um so unsicherer wird mein Gedanke. Es kann auch das Klopfen meines Blutes sein. Dennoch wieder, es rudert etwas, — es ruft etwas empor.

Wer spricht? —

Eine Stimme. —

Woher?

Woher soll sie sprechen? Was trennst du die Welt in woher und wohin und das „da", wo d u bist? Wir sind, ist das nicht genug?

Mag sein. Was willst du?

Zu dir sprechen.

Warum?

Es sehnt mich danach.

So sprich.

Der Tod — —

Ja, der Tod —

Der Tod ist nicht hier. Oder nicht m e h r hier als überall.

Also was ist der Tod?

Wer will das sagen!? Wenn ihr Menschen wissen könntet, was der Tod sei, was wäre das anders, als daß der Tod sein selber bewußt würde und sich erkennte.

Warum denn sprichst du?

Ihr könnt Märchen verstehen.

Märchen — ja, aber —

Kein Aber. Höre nur. — Woher soll der Tod anders sein, als daher, woher wir alle sind, Menschen, Pflanzen und Stimmen. Was soll der Tod anderes tun, als was Menschen, Pflanzen und Stimmen tun — wachsen . . . Also er wächst auf — wie alles, was ist.

Also wird er auch gesät? Gepflanzt?

Ja. Ein jedes Samenkorn ist halb Leben, halb Tod. Beides wächst und blüht. So bei den Pflanzen. So bei den Menschen. — Und das ist nicht, als wenn Gift in ein Brot gebacken sei, nicht, als wenn ein Apfel einen Wurm hat . . . Sondern ein jedes Samenkorn *ist* Leben *und* Tod. Eins im andern — ineinander verwachsen. Untrennbar. Und dann: so wächst der Tod mit oder in dem Menschen *und was zuletzt blüht, das ist der Tod.* — Hast du im Herbst gesehen, wie das Laub blüht bunt, so bunt, gold und rot und bronze und gelb . . . das ist der Tod. Der blüht dann, nachdem das Leben . . . reif ward. Die Reife des Todes kommt auch, sie ist aber dies nicht. Die liegt tiefer. So auch beim Menschen, er wird ganz still . . . und dann blüht der Tod.

Aber . . . aber . . .

Ich weiß schon . . . Aber sieh, das ist so, — man *sieht* nicht alles. Ihr Menschen seht nicht alles. — Vielleicht auch lernt ihr noch tiefer sehen . . . Und seht dann, daß der Tod wirklich blüht, auch im Menschen . . . Und daß dahinter ein Reifen anfängt, ein reifes Stillesein . . . Das ist der Tod. Der dauert nur immer etwas länger als das Leben. — Aber das Letzte ist er nicht, — das Letzte ist doch wieder ein Samenkorn, das gepflanzt wird und Tod und Leben umschließt.

Ein Märchen . . . sagte ich.

Ja, ein Märchen, sagte die Stimme . . . Aber so bist du, so ich, denn was bin ich anders, als eine arme Stimme, und was ist eine Stimme anders denn ein Märchen?

Aber, versuchte ich noch einmal . . . wenn ein Kind

stirbt, — ein K i n d, das sein Leben kaum begann . . .? Dessen Leben noch nicht blühte. Und nun sollte der Tod schon in ihm blühen? So schnell?

Nun: das war ein kleines Leben und ein kleiner Tod. — Um so schneller reifte der Tod des Kleinen. — — Sieh, hier ist schon das Samenkorn in meiner Hand . . . Ein kleines Samenkorn. — Aus dem erblüht einmal ein kleines Leben und ein kleiner Tod.

Aber — frug ich noch einmal hinab . . . Aber es blieb alles still. Und mir kam der Gedanke, ob ich mit meinem Herzen geredet haben möchte, dessen Klopfen ich wieder hörte. — Ein Licht glomm auf in der grauen Ferne vor mir, — fuhr hin und losch . . .

Langsam ging ich zurück die lange dunkle Straße unter dem Rauschen der Nachtbäume. Ihr Rauschen war schwer zu verstehen.

Ich sehne mich nach den Worten eines lieben Menschen . . .

Die Sommerstraße

Wenn der kleine Harms, der Sohn des Schmieds an der Kirche, an den Sommernachmittagen oder -abenden seine kleine Schwester Minken „verwahren" mußte, besonders an den Feiertagen, dann fuhr er gern mit ihr aus dem Dorf heraus gegen Tannheide hinzu, schob das Wägelchen unter einen Baum und setzte sich daneben. Minken schlief, und er konnte dann träumen. Diese Sommertage waren schön, wenn die Schule drei Wochen lang geschlossen war; wenn man den Kantor durchs Dorf gehen sah, als sei es irgendein Mensch wie der Kaufmann oder der Postagent. Wenn der Kantor wie irgendein Hofbesitzer dabei war, wenn geerntet wurde, selbst nachsah, auch wohl half und mit heißem Gesicht, im Strohhut, dabei war, wenn sein Korn eingefahren wurde. — Dies Gefühl des Freiseins von der Schulfrone war in seiner Seele eng verbunden mit dem Gefühl für die Dinge und das Leben überhaupt; die F r e u d e, die Freude kam dann bei ihm tiefer und schöner durch, wenn des Schulsaals Decke nicht über ihm war, wenn die sieben Himmel und die Seligkeiten der Himmel nicht die Klassen und Abteilungen der Schule waren, die er noch „durchlaufen" mußte, — — sondern wenn der Himmel, „nur" der blaue, klare Himmel da draußen war, in den er gern und lange schaute — wenn nicht Klassen zum Durchlaufen da waren, sondern der unendliche Raum der Landschaft. —

Er kam aber nicht oft zu freiem Laufen, auch in den Ferien nicht; es gab zu Hause schon zu viele kleine Dinge, bei denen er helfen mußte —: im Hause, im Garten, ein weniges jäten helfen, für die Mutter einholen, Bestellungen machen in der Nachbarschaft für den Vater; die Ziegen hüten und die kleine Schwester bewahren. — In all dem blieb aber von der Zeit noch soviel Raum, daß er seine Seele dabei haben konnte; und daß seine Seele seine Kinderträume träumen und reifen und welken lassen konnte. —

Die Dinge waren vor seinem nachdenklichen Blick oft anders und mehr als sie manchmal bei Menschen sind. Ein Kind ist ja noch so wenig verstrickt in die Enge und Herrschaft der Worte; so wußte er nicht, was das Staunen sei und die Schönheit und das Leben; aber er staunte und sah Schönheit und lebte das alles. — Lebte! — Es waren aber seinen Blicken, seinen Sinnen manche Dinge ganz besonders staunensnahe, mehr als andere. Da waren erst einmal die Berge, im Süden, die man an den klaren, sonnigen Tagen ganz fein blauzart, wie im Duft stehen sah, viele viele Stunden weit; und die man in den grauen trüben Tagen gar nicht sah. Da war die blaue Ferne ringsum im Kreis, der Ring des Horizonts; da war die Straße, die aus unerkundbarer Ferne herzulief, die Landschaft, das Dorf durchschnitt, und in unerkundbarer Ferne untertauchte . . . In seinem Fühlen war sie wie ein Wesen; wohl stumm, aber voll lebendigsten Ausdrucks; anders noch als die andern Dinge ringsum. Ein Wesen mit immer neuen Wundern und Erscheinungen, die man lange ansehn, tief be-

trachten konnte. Daß sie eine Geschichte habe, wie jeder Mensch, jedes Haus, jede Landschaft, das machte er sich nicht klar, so wenig wie das andere, daß diese Straße, aus Steinen und Sand erbaut, ebenso sich wandle wie ringsum Felder und Wiesen und Gärten, daß sie einmal eine Frühlingsstraße sei, jung und sonnig anzusehen, mit dem ersten zwitschernden Grün der Birken zur Seite, daß sie danach eine Sommerstraße sei, weiß, hell im Staub und blendenden lastenden Sonnenlicht, mit langen grünwehenden Birkenschleiern zur Seite; danach eine schöne Herbstallee, mit dem milden blauweißen Dunst schwermütiger Herbsttage umhangen, das lohend gelbe Laub der Birken zur Seite — und danach eine Winterstraße: einsam, leer, grau, fast farblos unter niederm Himmel, und nur manchmal aufblitzend an den klaren Frosttagen — — oder tiefverschneit an den Schneetagen. —

Nun aber war es die Sommerstraße; und er saß draußen allein neben dem Wägelchen mit der schlafenden Schwester und sann der Straße nach und was sie sei und bedeute. Ihren Geheimnissen sann er nach; denn sie hatte deren. —

Der Himmel wölbte sich unendlich und blau; die Luft war still und heiß; was da draußen geschah auf den Feldern, geschah alles so leise; nur manchmal klang ein Sensendengeln schön, fast melodisch herüber, manchmal sang eine Lerche sich in den Himmel hinauf . . .

— — — — — — — — — —

Dies alles lebte er. Leben aber ist etwas ganz anderes noch als Wissen. Und Kennen. Leben ist die blut-

warme dichtgedrängte wirre Fülle; eine Fülle, die so berauschend, groß und heftig sein kann, daß sie fast ängstigt; Wissen aber ist die gesonderte, abgeteilte Vereinzelung der Dinge des Lebens — eine Sache schon fast jenseits des Lebens . . . ein Kind verlangt wohl selten danach . . . wie sollte es auch. Wenn das Leben die Fülle ist, wie sollte da nicht jedes Kind gern und freudig in der Fülle bleiben wollen; wie sollte es da anders denn ungern in die Vereinzelung und Dürre des Wissens gehn? —

— — — — — — — — — —

Aller Dinge Absonderlichstes und Schönstes findet einer offenen Seele großes Staunen. Der kleine Harms wußte wenig von Einsamkeit, wie einsam er war; er hatte die Fülle. War es nicht ein Erlebnis, groß genug, um lange darüber nachzusinnen, wenn ein Begräbnis im Dorf war, die Glocken klangen, der Pastor dem Zug entgegen ging, der, mit dem Kantor und seinen Sängern voran, den ältesten Schuljungen, vom fernen Bauernhof heranzog, langsam und feierlich — — oder die Hochzeit, die vielen Wagen, die vor dem Wirtshaus hielten, während in der Kirche die Trauung war — — und dann das Abfahren der geschmückten, bewimpelten Wagen und das Jauchzen und Schreien der Bauernmädchen und -jungen — — im rasenden Galopp und Saus die Fahrt dann die Straße hin — bis in der Ferne Singen und Schreien verscholl, das letzte Bild der Fahrenden aus dem Blick entflatterte . . . Oder der Pfarrgarten, der dunkel und still an der Straße lag — und das Pfarrerhaus mit den Giebelfenstern, aus dem oft zwei lachende

Mädchengesichter – Inge und Lena, über die Büsche hin auf die Straße schauten; und manchmal über ihnen die stillen Augen Ursulas schauten, die schon ein Fräulein war. Er sah sie alle drei immer gern, aber er wurde rot, wenn er ihnen auf der Straße begegnete.

An den Abenden begann die Straße zu träumen; sie lief dann gemächlicher durchs Land, die letzten Strahlen der Abendsonne lagen auf ihr, leise verklingend, und Kantors Magd zog am Turm die Betglocke.

Danach, spät schon, wenn er im Bett lag, konnte es wohl sein, daß er aus erstem Einschlafen aufwachte, weil ein paar Betrunkene aus dem Wirtshaus heimgingen, mit Singen und Toben, und Vaters Hund dann mit lautem Bellen anschlug. Oder es geschah, daß der wilde Siemer aus Niederdorf mit seinem Gespann, betrunken, wie die wilde Jagd daherraste, die schwarzen Rosse schnaubend, schweißig, der Mann auf dem Wagen stehend, die Peitsche schwenkend und wie wahnsinnig lachend – schon von weitem kündete das furchtbare Jagen, kündeten die Rufe der aus dem Weg Fliehenden dies Ereignis an . . . und die Hunde heulten und kläfften vor den Türen und hinter den Zäunen . . .

Es war so vieles, was da kam und ging: Wagen von Hausierern, die grünen Wagen der Karusselle und Seiltänzer, die auf die Märkte der Flecken und Städtchen zogen und alles war beladen mit dem Duft und Glanz der F e r n e . . .

Die Straße, die Straße trug all das und lag danach wie immer stumm und einsam da. Er konnte die Stelle der Straße lange betrachten, wo eben etwas Merkwür-

diges gestanden hatte oder gefahren war; was wußte die Straße davon? — Sie trug alles, die Fülle und das Verwirrende des Lebens, das über sie ging . . Sie lebte — aber sie schwieg. Er konnte nicht mit ihr reden, er konnte sie nicht fragen: was bleibt dir von allem? Er konnte sie an den sonnigen Sonntagmorgen nicht fragen, warum sie glänze und heute einsamer sei denn sonst? Aber er war dann gern auf ihr, spielte mit Minken und lehrte sie das erste Gehen . . .

— — — — — — — — — —

Mit der Mutter sprach er einmal darüber, als sie ihm erzählte, daß sie nicht in diesem Dorf groß geworden sei, sondern aus der Stadt sei; da droben, nahe bei den blauen Bergen, die er schon oft verwundert betrachtet hatte. Da fragte er sie: Wie ist es denn da? Beginnt da die Straße? — Sie verstand ihn erst nicht, und er fragte noch einmal. — Wo die Straße beginnt? Das könne man nicht sagen. Eine Straße reihe sich an die andere. Immer wo eine zu Ende sei. — Wie denn eine Straße zu Ende sein könne? Sie k ö n n e doch nicht zu Ende sein. — Doch, meinte die Mutter, wo sie etwa in die Stadt einlaufe, da sei die Chaussee zu Ende und da beginne das Pflaster der Straße. — Und dann? fragte Harms. — Dann? hinter der Stadt? Er nickte. — Da beginnt eine neue Chaussee . . . — Nun, dann sei das wohl eben die alte, meinte Harms. Er war noch nicht befriedigt — es blieb ihm nur eine vage Vermutung, wie es w i r k l i c h sei . . . Dann zeigte er nach der andern Seite gegen Norden hinunter — wohin da die Straße komme? — Die Mutter nannte ein paar Dörfer. — Er fragte weiter:

Und dann? immer weiter? — Da ist immer neues Land, immer neue Dörfer — sagte die Mutter. — Ja und dann? fragte er . . . Na, zuletzt ist sie alle, zu Ende — da kommt das Meer, das große Wasser . . .

Ah, — Harms atmete tief. Das war etwas Neues. Das große Wasser? fragte er. Die Mutter nickte. Ueberall, wohin man sieht, Wasser, nichts als Wasser, sagte sie. — Darauf schwieg er. Da war erst nichts mehr zu fragen; da war erst nur zu sinnen. Ja, wenn die Straße ans Wasser lief, i n s Wasser, dann mußte sie ein Ende haben — das sah er nun ein . . . Auf dem Wasser konnte keine Straße weiter gehn.

Dennoch blieb das Geheimnis der Straße. Und ihr Geheimnis war dies, daß sie ein Wesen war, das für sich dalag und doch den Menschen, den Dingen und dem Leben zugehörig war . . .

Das Schild des Wirtshauses an der Straße glänzte in der Sonne; „Zum grünen Jäger" stand darauf und ein Bild war darauf gemalt, ein Jäger mit zwei Hunden an der Leine. Und die meisten, die die Straße fuhren oder gingen, rasteten eine Weile dadrinnen oder an den Frühlings- und Sommertagen v o r der Tür. Die Fuhrleute nahmen die Krippe, die immer an der Seite stand, schütteten Hafer und Häcksel hinein und gaben den Pferden zu fressen; danach zu trinken. Zu seines Vaters Schmiede kamen sie auch manchmal, den Pferden Hufeisen unterschlagen zu lassen. Oder einen Bolzen ins Wagenholz zu machen; oder ein Rad neu zu bereifen. — Er hätte

manchmal einen der Leute fragen mögen, was es mit der Straße sei. Aber er getraute sich nicht.

Dann wieder saß er vor seines Vaters Schmiede an den Sommerabenden, wenn der Gesell das Feuer schon ausgemacht hatte, saß unter dem Holunderbusch und sah auf die Straße, auf der manchmal ein später Wagen noch fuhr, ein später Wanderer ging. Zuletzt lag die Straße wie immer in den Abenden spät und in den Nächten: einsam und stumm. –

An der Straße sitzen, vorm Haus und draußen am Grabenrand, und die Straße an sich vorbeifließen lassen – und alles vorbeifließen lassen, was sie trug – das war das einzige, was man tun konnte. Aber war denn nicht ein verborgener Sinn in allem? –

Und er wuchs und ward größer; aber klarer wurde seinem staunenden Blick das Leben nicht. – –

Noch bedachte er nicht, daß er selber ja einmal diese Straße hinaus ziehen werde; daß er sein Vaterhaus und seine Heimat verlassen werde; aber doch rührte manchmal das an sein Herz, was wir das Schicksal nennen, und das uns das Leben nicht tiefer verstehen lehrt, aber uns vor ihm ehrfürchtig macht, – wenn wir es noch nicht sein sollten. –

Er sah manchmal an Herbsttagen die Stromer und wandernden Gesellen vorbeigehen und dachte nach, wohin sie gehen möchten. Die abgerissenen Gestalten rührten oft sein Herz. – Aber wenn er an den Sommertagen oder -abenden daran dachte, konnte es sein, daß ihm das ganz unwirklich erschien; als sei es etwas, das nicht hierher in diese Landschaft gehöre.

Er hörte die Geschichte der Magd vom Schlichten Hof, die in einer Nacht mit ihrem Kind fortgegangen war, die Straße hin, weit, und sich dann vor Sundern in einer Flachskuhle mit dem Kinde ertränkt hatte, nah an der Straße. — —

Das alles trug die Straße . . .

Auch das erlebte er noch, daß Pastors Ursula eines Tages nach einer Feier im Pfarrhaus mit einem fremden Manne in der Kutsche fort fuhr; daß er dabei stand, wie sie einstiegen, und einen Strauß Blumen hinreichte, den die Mutter ihm geschnitten hatte, und er beglückt lachte, als sie ihn nahm und ihm nickte; — und dann fuhr der Wagen. Er sah ihm nach, bis er verschwand im Blau der Ferne. — Und die Sommertage waren jedes Jahr wie ehedem und immer doch neu. — Die Schatten schwankten auf der Straße, im Staub, die Sonne lag auf der Straße . . . Und alle, die an der Straße wohnten, lebten ihr Leben — und ein Leben zum andern spann Fäden herüber und hinüber; ein Gruß, ein Blick, eine Freundschaft. Und immer war ein Kommen und Gehen, und immer wieder ein großer Abschied; seltener eine große Heimkehr eines derer, die einst gingen . . . Und auch das noch erlebte er, daß eines Sommerabends ein älterer Mann gegangen kam; langsam, schweren Schrittes, dunkel; das letzte Licht lag auf ihm; er kam die weiße Sommerstraße her, erst klein, dann größer, und stand vor Harms, der am Holunder vor der Schmiede stand. — Er sah den Jungen an, lachte dann und sprach: Ist der Vater da? Harms nickte. — — Da ging der

Fremde hinein ... Harms hörte dann bald von da drinnen Stimmen: seines Vaters, der Mutter, und dann wurde er hereingerufen. Da hörte er, daß der ältere Bruder seines Vaters gekommen sei, der in früheren Jahren fortgewandert sei, die Straße hin gegen Norden.

Es geschah danach, daß er diesen Onkel nun eines Tages nach der Straße fragte und nach ihrem Geheimnis.

Der sprach: Junge, die Straße ist hart; denn sie ist von Steinen und Sand gemacht; manchmal mag es schön sein, auf ihr zu wandern; aber oft nicht. Sie kann sehr hart sein, die Straße, daß einem das Weinen kommt, und sehr einsam, daß es einem weh wird. Aber das kann natürlich der nicht wissen, der erst noch anfangen will, die Straßen im Land zu wandern. Das weiß erst, wer lange gewandert i s t.

Ja, Onkel, aber sonst, ist die Straße nicht noch mehr? –

Der Alte sah ihn an ...

Ich meine, Onkel – was sonst ist mit der Straße, warum sie einen mal anlacht, warum mal n i c h t. Warum sie alles Gute und Böse trägt ...

Da sagte der andere: – Das letzte Geheimnis reißen wir nicht heraus aus den Dingen. Dem kann man bloß nachhorchen. – Darauf schwiegen beide. –

Der Junge aber dachte nach, was er beginnen werde, wenn er erst so weit sei; ob es ihm vergönnt sein möchte, die Wunder der Straße zu erforschen und selber zu wan-

dern bis an den blauen Ring, bis ans Meer und bis an der Straßen Beginn. –

Und was soll ein junges Menschenkind denn auch anders denken und träumen, als daß seiner tiefsten Sehnsucht Erfüllung werde.

Der Blick der Wälder

Denn sie haben einen Blick. –

Oft auch viele Blicke. – Und die sind ihre größten Geheimnisse. – Das Waldauge und seine Tiefe hat niemand bisher enträtselt, entschleiert. –

Man denkt vielleicht an den ersten Frühlingstagen: wie steht der Wald in Sonne; wie fließt das Licht zwischen den Stämmen hernieder, bis auf das Moos und den dunklen Waldgrund; es ist eine Klarheit noch zwischen den vielen Stämmen bis tief hinein; und die Stämme stehn grün und braun im Sonnenschein . . . Und doch schon b l i c k t da der Wald; er tut aber eben erst seine Augen auf. Siehe, das erste Grün ist da, es flimmert, es glänzt in seliger, junger Helle; aber der Blick ist da; er ist licht und grün. Er ist wie eines leuchtenden Kindes Blick. Aber seine Geheimnisse und Tiefen sind schon da.

Der Blicke des Waldes sind nicht nur viele, auch vielerlei. Die Frühlingsblicke sind jung; es sind die Blicke des Auges, das eben sich auftut; sie lächeln; aber wir sollen nicht meinen, weil sie lächeln, könnten wir sie verstehen, oder w e i l sie lächeln, nicht denken, man könne ihnen am ersten vertrauen . . .

Die Nächte aber wissen es besser. Nur daß wir die Nächte nicht darum befragen. Da sind wir daheim und schlafen zwischen den Wänden. Aber in den Nächten sind auch die Blicke des Frühlingswaldes tief, dunkel, verhüllt im Schwarz oder voll unsagbarem Dunkelblau.

Diese lieblichen Augen des Frühlings, diese hellen Blicke, darin dennoch niemand ganz untergetaucht ist, wandeln sich danach allmählich zu dunkelgrünen, großen, oft feierlich starren, oft schillernd-beweglichen Augen und Blicken des Sommers. Der Uebergang bleibt verborgen — auf einmal sind diese überdämmerten, grün-blitzenden Augen da — und wer hinein sieht, den durchrieselt es süß, traurig oder schaurig — unsagbar.

Denn die Wälder tragen ihr Geheimnis in sich. Man kann hinein gehen; und dann umwogt den Menschen das Geheimnis wie weiche Flut, wie Meer; aber heimnehmen, mitnehmen läßt es sich nicht. Auch nicht entschleiern. —

Und die Stimme des Waldes ist groß. Das ist die eine, die obere Stimme, die redet oben, in den Kronen, immer groß (wie leise sie auch manchmal sei). Und gewaltig, unwiderstehlich im Sturm. Die Stimme ist groß und umfassend. In den Schatten aber sind noch viele andere Stimmen, nicht nur die der Vögel im Wald, nicht nur was die Gräser singen, sondern auch all das, was da, noch weniger greifbar wie Schatten, oft unsichtbar, schwebt — geht, vorüberweht . . . es hat Stimme . . . Man geht dahin — und hinter Stämmen zur Seite atmet es tief — oder raunt oder weint — oder flüstert. Man hört es, und das süße Grauen, das kaum je einen Menschen im Wald ganz verläßt, ist wieder wach.

— — — — — — — — — —

Es war aber der Wald von Elostan vor andern schön. Er überdeckte die Hügel und weithin die Ebene; wie weit, wußte niemand. Denn wenige hatten ihn betreten; und

die waren bis auf wenige nicht wiedergekommen; die aber wiedergekommen waren, wußten nichts zu sagen. Fragte einer sie, so schüttelten sie den Kopf und schwiegen. So war ein Fürchten in den Menschen vor dem Wald — als vor etwas Feindlichem. Aber dies Feindliche stand doch immer da, hatte Augen wie Traum und blickte Tag an Tag, Jahr an Jahr zu den Menschen her, rauschte und ließ die Stimmen singen.

Nun war ein Mann, der stand oft dem Wald gegenüber und sah ihm in seine Waldaugen. In die vielen, vielen grünen, schillernden Blicke tauchte oft sein Geist unter, und er dachte manchmal, daß dieser Wald schön sei, wie selten einer, und daß es vielleicht schön sein müsse, in ihm unterzutauchen und seine Geheimnisse zu erfahren. — Er ging aber nicht hinein, sondern lag nur manchmal auf der Wiese, die vorm Wald sich hinstreckte, oder am Bach, der aus dem Walddunkel hervorkam, oder am Kornfeld und sah nach dem Walde hinüber; lag und träumte und schlief manchmal auch dabei ein; denn es waren warme Sommertage, und die Sonne lag manchmal heiß auf seinem Scheitel und machte das Denken schwer; und vom Schauen wurden seine Blicke oft müde, und dann fielen ihm die Augenlider zu . . .

So geschah es nun auch an einem Sommertage, zur beginnenden Reife, da das Korn auf den Feldern ausgeblüht hatte, da die Halme schon leise gelb wurden, da eine unermeßliche, lichte, warme, sonnige Stille über dem Land ausgebreitet war und nur manchmal das grüne Laub am nahen Waldrand im Winde sich bewegte —: daß seine Lider sanken und er eben in den leisen ersten Schlaf glitt

— da hörte er eine Stimme im Vorschlaf und glaubte schon, das sei ein Traum; aber er hörte es mehr und stärker, und das zwang ihm die Augen wieder auf, und er starrte vor sich hin, was da sei . . . Er fand es aber nicht sogleich, seine Augen mußten erst suchen. Denn es sprach etwas vom Walde her und stand im Grün, im Schwanken der Zweige, in Licht und Schatten verborgen. Aber dann sah er's, aber noch nicht ganz. Er sah ein Gesicht, er sah ein Paar schillernde Augen, er sah lang lang herabhängendes, dunkelgrünes Haar. — Er richtete sich ein wenig auf, schaute und dachte nach. Derweil sprach die Stimme, und das war wie ein monotones Singen. Und zuletzt verstand er die Worte:

Bin eine Stimme im Wald,
Will niemand mein Singen hören?
Wer kommt herein, mich anzuschauen?

Weiß leuchtet im Schatten meine Gestalt.
Ich singe die Stille, die Einsamkeit,
Süß, süß — — ich singe das dämmernde Grauen,
Das durch die Stämme unter den schweren
Schatten der Aeste schreitet . . .
Süß ist der Wald. Hier schläft die Zeit —
Aber die Träume blühn —: rot und blau . . .
Wasser liegen dunkel und schweigen.
Sonne zittert zwischen den Zweigen,
Und am Abend sinkt kühl der Tau,
Wenn die Bäume ins Ungemessne aufsteigen . . .

Wer hört mein Singen? Wer kommt herein?
Wer wandelt mit mir durch Schatten und Licht

Tief in den Wald? Bin ganz allein,
Singe und warte . . . Warum kommst du denn nicht?

Sie sang zu ihm herüber. Er richtete sich auf; sie meinte ihn; aber wer war es? Und er entsann sich der Märchen dieses Waldes; und daß er Gefahr bringe dem, der in ihm untertauche. – Aber er lauschte doch weiter, denn das Singen war süß. Und das Gesicht, das er durch die Zweige sah, war so schön, wie er nie eins gesehen hatte. –

Er stand auf und ging näher nach dem Walde zu, bis er am Rand der Wiese war, ganz nahe am Wald; da blieb er stehen und sah zu der Gestalt hinter den Bäumen hinüber. Er sprach zu sich selber: Ich möchte doch sehen, was dies ist, ich werde schon stark genug sein, umzukehren und fortzugehn; sie soll mich gewiß nicht hineinlocken. So stand er und sah zu ihr hin, und sah hinter den Blättern ihre weiße Gestalt halbverhüllt leuchten. Und da tat sie abermals ihren Mund auf und sang:

An den schwarzen Teichen blühn
Märchenblumen, blau und rot und weiß . . .
Und ein Flüsterwind streift leis
Halmbeugend übers dunkle Grün

Weichen Grases. Aus dem Moos aufragen
Stämme, die im Sonnenscheine glühn
Und hochoben schwebendes Dunkel tragen.

Wenn der Abend dämmert, rauscht die Kühle,
Brennt in Wipfeln hoch ein Feuer,

Und da wachsen auf die nächtigen Gefühle,
Und die Stämme stehen groß und ungeheuer.

Wenn der Abend dämmert und die Nacht
Schwarz den Wald durchwebt, — gehn leise Schritte
Uebers Moos und Gras —: Das Märchen lacht
Klingend hell und schwindet nach des Waldes Mitte —

Wenn wir dann an schwarzen Teichen schreiten,
Weiße und betaute Nachtgestalten,
Hält das Dunkel rings in seinen Falten
Alle Wunder schweigender Einsamkeiten.

Während der Worte geschah nun das Seltsame: er reckte den Kopf ein wenig, setzte langsam Schritt vor Schritt und ging dem Walde zu. Nun stand er ganz nahe am Waldrand, und da zögerte er ein wenig, wie als wenn er sich wenden wollte, aber schon waren seine Augen in ihren untergetaucht; er konnte sich nicht mehr davon losreißen; er tat den letzten Schritt: ins Waldgrün. Sie streckte die Arme aus, lächelte süß, und da hielt sie ihn umschlungen, und sie verschwanden im Walde.

* *
*

Seit diesem Augenblick war sein Denken verwandelt. Klarheit des Bewußtseins war ihm genommen. Er entsann sich der Welt da draußen nicht mehr: der Felder in der Sonne, der Menschen, die da auf den Feldern ihre Arbeit taten, die in den Dörfern und Städten wohnten und an den Sommerabenden vor ihren Häusern auf den

Holzbänken saßen, unterm Duft der Linden. Er hatte alles vergessen. Und nun begann ein neues Leben. — —

Nachdem sie ihn mit ihren kühlen weißen Armen umschlungen hatte, ihr Gesicht an das seine gelegt, ihn tief und lang geküßt hatte, nahm sie seine Hand und führte ihn tiefer in den Wald. Dabei lächelte sie immerfort vor sich hin. Und manchmal sah er zur Seite, auf ihr Gesicht, auf ihre Gestalt und sah: sie war sehr schön. In ihre Augen zu blicken das war: wie in das Auge des Waldes zu blicken, in das Dunkelgrün, um das die helle Sonne spielt.

Zuweilen blieb sie stehen und zeigte ihm irgend etwas: den matten schwankenden Schatten junger Birkensträucher, das fernhin verdämmernde Dunkel des Tannenhochwaldes, eine Waldwiese im Sonnenschein, Schlänglein, die über den Weg huschten, Eidechsen, die in der Sonne lagen, oder vorüber taumelnde bunte Falter, Libellen mit langen, gläsernen Flügeln, Käfer, die wie buntes Glas schillerten . . . Er sah alles und lächelte. Er ging immer weiter mit ihr, als müßte dies so sein, als sei es nie anders gewesen. Sie gingen und gingen, und endlos dehnte sich der Wald. —

Ein paarmal blieb sie stehen und sprach wenige Worte zur Seite. Aber er sah nicht, mit wem sie sprach. Da berührte ihn geheimnisvoll ein süßes Grauen, denn sie sprach doch mit jemand, den er nicht sah; er sah dann nur einen verfließenden Schatten hinter Bäumen oder fühlte einen vorüberwehenden Lufthauch. —

Als sie schon lange gewandert waren, wurde er zuletzt müde und sprach zu ihr: Werden wir noch lange gehn? —

Sie lächelte ihn an und sprach leise: Gleich sind wir da. — Und als sie nun noch ein wenig gegangen waren, kamen sie aus grünem Dickicht heraus und standen aufatmend, heiß, still vor einer sanft sich senkenden Wiese, die zu einem dunklen Teich hinabführte. — Da klatschte sie in die Hände, lief voraus, winkte ihm, rief und sprach: Komm! Legte sich lang hin ins Gras und tauchte die Füße ins Wasser. Er kam ihr nach, streckte sich neben sie hin, und da überwältigte ihn die wohlige Ruhe, die Stille, das Rauschen der Bäume und der Atem ihrer jungen, schlanken Gestalt, und er neigte sich ihr zu, und er küßte sie, bis ihnen beiden der Atem verging . . . Danach lagen sie lange still im weichen Gras, über das der Abendwind leise strich, lagen wie ganz aufgelöst in die Einsamkeit und Weltentrücktheit und fühlten nur mit leise vibrierenden Händen, daß sie zu zweien waren . . . Als sie ganz zuletzt sich ein wenig aufrichteten, sahen sie, daß der Abend da war: das Licht war schon fast fort, war an den Stämmen hinaufgeklettert und flimmerte noch ein wenig oben in den Kronen der höchsten Bäume — und dann war es ganz fort. — —

Da stand sie auf, tauchte ins Wasser, lag auf der dunklen Fläche, lachte und winkte ihm. Noch zögerte er, trat aber nahe ans Ufer und sah ihr zu. Sie lachte eindringlicher, spritzte ihn mit den Händen voll Wasser, bis auch er die letzten Kleider abwarf und ins Wasser tauchte . . . Fang mich, rief sie, wenn du mich fängst, schenk ich dir alle Träume des Waldes. Er versuchte es, konnte sie aber lange doch nicht erhaschen. Denn sie war schlank und schnell; als wäre sie ein Fischlein, so schnell schwamm sie

dahin; sie hüpfte ans Ufer, lief um den Teich und rief immer dazwischen: Fang mich! Zuletzt sank sie zur Erde, lachte tief und singend — und da hielt er sie — über sie geneigt, sein Gesicht an ihrem Hals. Und da deckte die Nacht mit ihrem Dunkel sie zu. —

* * *

Es geschah aber manchmal, wenn auch ganz selten, daß ihm eine ferne, ferne Erinnerung kam. — Woran? Das war schwer zu sagen. Eine unbestimmte Sehnsucht schwoll dann in ihm auf; dann saß er wohl lange in Sinnen, als suche er etwas und fand es nicht. Dann saß sie bei ihm, streichelte sein Haar und wollte ihn trösten und fragte: Was quält dich?

Er sprach: Ich weiß es nicht; mir ist, ich müßte etwas suchen in meinem Sinn. Dann lächelte sie, schloß ihn in ihre Arme ein, bis er seines Suchens vergaß. Oder sie schritt in der Morgenfrühe unter den kühl-rauschenden Bäumen und kam wieder und trug etwas in Händen, das war kühl und grau, fast silberig, und wenn er fragte: Was ist das? so antwortete sie: Iß, iß, es sind die Träume, man muß sie suchen um die Morgenfrühe, ehe die Sonne aufgeht, und muß sie essen, dann gesundet das Herz, und die Traurigkeit und Schwermut vergeht ... Und er nahm und aß; und die Träume gewannen Gestalt in ihm, und er vergaß des Suchens und Sinnens und ward fröhlich wie vordem und wanderte mit ihr im Wald, lag mit ihr in der Sonne oder im Schatten, immer umrauscht von Einsamkeit, immer überströmt von des unendlichen Wal-

des Duft, von des Waldes Lichtern und schwankenden Schatten, von des Waldes Stimmen, verzitternd im Wind, vom Gesange der Vögel, vom Tau der Nacht. Und er war trunken von ihrer Liebe, von ihrer Schönheit, und war trunken vom Trank des Vergessens . . . Bis auf die wenigen Stunden, da ihm eine leise, ferne Besinnung kam und ein erstes Suchen. –

* * *

Es geschah danach, daß sie an einem milden, schönen Sommernachmittag am Waldteich saßen und auf einmal vor ihren Augen ein paar Blätter der hohen, alten Buchen herniederschwebten. Da deutete er hin und sprach: Sieh doch –! Was denn? sprach sie. – Die Blätter! Sie sind schon gelb geworden. – – Sie nickte und sprach: Ja, es ist nicht zu ändern. Die Blätter werden gelb . . . Darum auch sind die Tage schon milder und haben weniger Glut.

Und wir? sprach er. Wo bleiben wir, wenn der Wald bunt wird, wenn sein Laub abfällt? Sie deutete hin: Dort . . . Und zeigte auf den Teich. Wir tauchen hinab, und dann ist alles gut . . . bis die neue Sonne uns weckt . . . Diese Sonne wird alt, danach müssen wir auf die neue warten; da unten, da sind wir dann zu Haus. –

Er sann ihren Worten nach; ein Grauen faßte ihn an; er sann wieder und sann und sann. Aber er wachte noch immer nicht auf. Und wäre es jetzt gewesen, daß sie gesagt hätte: laß uns hinabtauchen –, er hätte es wohl getan . . . Sie aber sah ihn lange an, da er nun schwieg. Eine Angst kam in ihr hoch, daß er sich entsinnen

könne der Welt und alles Vergessenen, daß er sich entsinnen könne, daß im Teich unterzutauchen nicht ihm, sondern nur ihr und ihresgleichen gegeben sei, daß im Teich unterzutauchen ihm nicht Rettung sei vor dem Winter, wie ihr, sondern der Tod. Aber sie sprach nichts; sie wartete nur, daß er aus seinem Sinnen zurückkomme, schlang ihre Arme um ihn, bat ihn lange und schön: Laß uns noch durch den Wald schreiten, solange die milden Tage sind — ehe das Laub fällt — — Und da hatte sie ihn wieder bei sich, und sie standen auf und tauchten im Walde unter. — —

* *
*

Die Blätter fielen mehr und mehr von den Bäumen. Und eines Tages gingen sie wieder im Walde und kamen in die Gegend, aus der er einst gekommen war, da sie ihn mit ihrem Gesang in den Wald gelockt und entführt hatte. Und da wurden sie zuletzt müde, legten sich hin und schliefen ein. — Da es nun Nachmittag ward, erwachte er aus seinem Schlaf, während das Waldmädchen neben ihm noch weiterschlief. Da stand er auf, um ein Weilchen in der Nähe umherzugehen, solange, bis sie aufwache. Und während er so dahinging, vom Schlaf noch ein wenig taumelnd in den Gliedern, kam er auch in die Nähe des Waldrandes und stand auf einmal still — — denn er sah hinter den letzten Waldbäumen und -büschen die weite Ebene, das Land vor sich in der Sonne liegen. Und da kam ein leiser Schrei von seinen Lippen. Er schaute und schaute; — und als würde ein ganz schwerer Vorhang langsam hochgezogen, — kam ihm das Besinnen und das

wahre Aufwachen, und er sah und fühlte: er war entrückt, entführt in den Wald. Und in einem ganz plötzlichen, übermächtigen Gefühl, tat er noch einen Schritt und stand . . . draußen, vor dem Wald, in der Wiese, die schon zum Herbst gemäht war und in der Sonne kahl und blank dalag. — — Da schrie er noch einmal leise auf und schloß vor der Weite und Helle der Landschaft die Augen . . .

Von dem Schrei aber war die Genossin seiner Sommertage erwacht, war aufgesprungen, hatte ihn erspäht durch die Zweige, hatte gesehen, wie er am Waldrand stand und eben hinaustrat. Und da schrie auch sie auf, eilte, lief, rief; aber er war schon draußen. Als sie bei den letzten Bäumen stillstand, war er schon in der Wiese, ging er schon dahin, in die Landschaft hinein. Sie stand und legte die Hände auf ihr Herz. Sie rief ihm nach, sie bat, sie lockte. — — Einmal sah er scheu zurück, wie in Angst, dann schritt er schneller aus. —

* * *

Da sank sie in den Wald zurück, und ihr leises Klagen erstarb im Waldrauschen.

Sie irrte aber danach viel im Walde umher . . . Sie lag manchmal am Waldboden und raufte Gras und Moos aus im Zorn und Schmerz. — — Sie hatte die Liebe eines Menschenkindes verspürt und war nun allein. — —

Sie ging auch noch manchmal an den Waldrand, stand hinter den Bäumen und sang süß wie in den Vorsommertagen. Aber es kam niemand . . . Dann schlich sie je-

desmal in der Dämmerung, die nun schon früh hereinbrach, wieder in den Wald zurück. — —

Und die kühlen Tage kamen. Das Laub fiel immer mehr von den Bäumen ... es kamen graue Tage, an denen die Nebel durch den Wald zogen. — — Es waren kühl-klare Tage mit ganz mattem Licht und vielem Spinnweb zwischen Aesten und Zweigen ... Und sie begann zu frieren und gedachte, daß die Zeit gekommen sei, des Winters zu gedenken, unterzutauchen im Teich, in der traumlosen Tiefe da unten, und des neuen Lichtes, des neuen Frühlings zu warten. — — Aber sie wartete noch von einem Tag zum andern und fror immer mehr; denn die Tage wurden immer kühler. Zuletzt war fast alles Laub schon abgefallen. Und da setzte sie sich an einem sonnigen Tage hin, machte sich ein Kleid von lauter bunten Blättern, hängte es um ihre frierenden Glieder und ging aus dem Wald heraus; denn sie dachte: ich will noch schnell gehn, bevor die letzte Sonne versinkt, und will ihn suchen. — Ich habe die Liebe von einem dieser Menschen gespürt, und nun graut es mich, allein hinab zu sollen in den Sumpf und da auf den neuen Sommer zu warten ...

Und sie ging in die Ebene hinaus.

Sie kam zu den Häusern der Menschen; die sahen sie verwundert an, fürchteten sich vor ihr oder lachten sie aus, wenn sie fragte, ob man ihren Liebsten gesehen habe. Oder man jagte sie fort. — So suchte sie, irrte umher und fand ihn nicht. Und an einem Tage, als gar keine Sonne hervorkam, das Grau schwer und schweigend auf der Landschaft lag — — sank sie leise und lautlos am Weg hin, auf

dem sie ging — — und da kam ihr zum erstenmal in der Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit ihres Suchens und Wanderns das W e i n e n. — —

Und die Dämmerung kam. Sie lag müde am Weg; sie mochte nicht mehr weitergehn, die Nacht, die kalte Herbstnacht sank über sie nieder, hüllte sie ein, machte ihre Glieder schwer; und sie schlief ein. Der Himmel ward klar hinter Mitternacht; ein Frost begann — — und am Morgen lag sie erfroren im Feld. —

Niemand fand sie. Denn es waren einsame Wege, die sie gegangen war. — — Und nicht lange danach begann ein erstes Schneien über das Land, an einem Novembermorgen fielen die ersten Flocken, mehr und immer mehr, und da war sie zuletzt eingeschneit und ganz verschwunden. —

— — — — — — — — — —

Der Wald stand fern, groß, still, und der weiße Frieden der Landschaft umsäumte ihn. Seine Augen waren wie geschlossen, wie blind. Nur an den sonnigen Frühwintertagen glitzerte und flimmerte es an den Bäumen. Er stand ganz still, als wäre seine Stimme tot. Nur manchmal klang das Klopfen eines Spechtes aus dem dämmernden Tannenwald, das war wie ein Klopfen eines Herzens in dem süßen Grauen der Waldeinsamkeit und -stille.

Die Stunde der Friderike Elisabeth

Dann saß sie wieder allein im Zimmer. Die Fenster standen auf, und draußen erlosch ein milder Spätsommertag — man fühlte es bis herein, das Licht ward dünner, verschwelte leis und sanft in Grau und Blau. Sie saß, und der Abend war wie ein großes weites Gewand um sie. — Es war kein Einschlafen der Bewußtheit, es war wie eine feine Selbstverständlichkeit: dies Eindämmern der Seele nach dem Täglichen.

War es Absicht der andern, daß sie viel in solchen Stunden allein war? Daß sie dann oft Hut und Mantel nahm und hinaus ging — irgend wohin, am meisten die Pappelallee hin, die weit ins Land führte. Die Berge standen fein blau und zart in der Ferne — wie Traum. Man ging dann in der Ebene wie wartend — sei's auf ein Lied, — sei's auf ein Geschehn, auf ein Etwas, das kommen müßte. —

Das Abendwerden ist immer erschütternd für fühlende Menschen. Manchmal, nach Regentagen, oder auch nach grauen, hellen Tagen ein unerwartetes Aufhellen, als käme ein Strom des schon verfließenden Lichts noch einmal zurück, als könne es noch nicht scheiden. Und manchmal, nach gleichmäßig hellen Tagen ein gleichmäßiges Verdämmern, Verfließen des Lichts im aufrauschenden Dunkel. — — Sie saß noch so und schaute. Das war nun heute wie oft, wie fast immer: die Stunden mit den Lieben des Hauses, — oft mit Gästen, mit Kindern, die sie

so sehr liebte, und dann ihre einsamen Stunden, da sie suchte, sann. — Das wohl mochten sie wissen, — denn sie waren teilnehmend (fast zu sehr) — —: wie groß das Schicksal war, das sie trug — aber wer konnte wissen, wie groß und ungeheuer das Suchen war (nun schon jahrelang), das Sinnen und Suchen: zu verstehen Schicksal und Leid und es eingefügt zu haben in Blut und Seele und damit seiner ledig zu sein. Oder nicht seiner ledig zu sein, — größer und heiler daraus hervorgegangen zu sein, im Ueberwinden. —

Kinder lärmten im Garten, mal näher, mal ferner; sie horchte eine Weile darauf, ohne doch die Worte verstehen zu wollen — es war so schön: diese jungen, lebendigen Stimmen im Garten, denn man brauchte sie nicht zu verstehen, da Jugend und Freude schon im Timbre, im Tonfall, im Rhythmus, genug erklang. — — Und manchmal stampften auf nahen Wegen ihre raschen Schritte vorbei . . . wie die Hufe einer laufenden Herde. Sie liebte wohl Kinder und wußte kaum warum. Es war nicht Erinnerung, nicht Reminiszenz von selbst Gelebtem. — Was war ihr heute ferner als die Jugend und das schmale junge Glück? — Was war ihr näher, als dies qualvoll-angstvolle Suchen nach Weisheit und Verstehn? Aber allem Klang der Jugend, Schönheit und Freude war sie feinst vibrierende Fläche. War sie mehr: teilnehmendstes Gefühl. — So war sie vielleicht — gespalten — —? Und wußte es doch nicht? —

Dann wurde es still, — mal ein Ruf, wie fern, mal zwei Stimmen leise sprechend sehr nah — und: ein ra-

schelndes Rauschen an der Wand des Hauses, im Gerank, das vom Erdboden herauf das Fenster umzog und ins Fenster hineinspielte und: ein Mädchen hing auf der Fensterbrüstung außen, und ein blonder Kopf, vorm Licht stehend, sah herein. Fast dunkel war das lachende Gesicht, aus dem heraus eine klangvolle Stimme die träumend Sitzende, fast Erschrockene, nun fragte: Tante Friderike, bist du so allein? Die nickte: Ganz allein, Babette! — O, dann komm doch zu uns nach draußen, und hilf uns suchen die andern; da ist schon das Zeichen! Mach schnell und komm, sie haben sich in den Hecken versteckt! — Sie rutschte schon vom Fenster, in den Ranken, herab und verschwand.

Friderike war aufgestanden — ja, sie sollte vielleicht hinausgehen. Sie stand schon auf der Diele, nahm den Hut vom Nagel und wollte gehn. An der Küchentür stand sie auf einmal der Mutter gegenüber, die nickte ihr zu und streichelte stumm über ihr Haar, und sie küßte ihr weich die Hand. — Dann stand sie draußen in einem leichten kühlen Wind, der trug das Geschrei der Kinder herüber, es hatten wohl die Suchenden die Versteckten gefunden. — Sie stand noch einen Augenblick und überdachte: sollte sie zu den Kindern gehn? Sollte sie allein gehn — wie so oft? — Sie sah ins Land, das lag blaß, langsam dunkelnd da. Abendrot im Westen, und die Berge wie immerdar — — fern, fern. Dann ging sie schon: die sanfte Senkung des Weges hinab, allein, vom Haus und den Kinderstimmen sich entfernend, — und schon bog sie in die Pappelallee ein, die grade, grau, in die Landschaft hineinführte und weit hinten im Himmel mündete . . . wie ein langer gotischer Gang.

Und indem sie ging, fühlte sie, daß eine seltsame Stunde begann: wie allererste Ahnung von etwas sehr Fernem, Stillem. Es begann aber mit einer Erinnerung, mit aufrührenden, quellenden, erschütternden Tönen, Vibrationen. — Das summte dumpf durch sie hin und hatte doch ein Winziges noch von jener frischen, freien Morgenstimmung:

„. . . im Blütendampfe die volle Welt . . ."
und ging steil über in eine Abendstimmung mit feierlichsüßem Atem:

„— — —
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah spärlich aus dem Dunst hervor.
Die Winde schwangen leise Flügel . . ."
— — — — — — — —

Ja doch. Ja! — All das war! War! I s t! Ist noch im sterbenden Zucken ihrer Lippen, ihres Leibes und der Seele, die im Atem dem Mund entwölkt. Ja doch! Ja. Fast meinte sie, ihr Herz laut schreien zu hören. K a n n denn, k a n n denn je solch Glück vorbei sein? K a n n es wirklich? — Ihr Herz schrie doch wohl — — sie hörte es ja, — es schrie gellend in die einsame Landschaft, daß sie dessen erschauerte . . . Und da stand sie auf einmal still, mitten

in der Allee, die nun schon dunkel wurde, stand still bei sich selber, wie bei einem fremden Menschen und atmete tief auf. — Was sie aber eratmete war ein süßer Duft von den Wiesen her. Untermischt mit der Herbe des Nebel- und Feuchtatems.

Sie stand und erschien fast dunkel in ihrem Gewand, fast wie eine Trauernde. —

War sie nicht damals erstanden, am Körper heil, nach der langen, schweren Krankheit; ging sie nicht gesund zwischen den Gesunden? Diese Stunde zweifelte sie; noch war sie nicht heil, ihr Körper war wohl noch im Fieber. Im Blut lief etwas um; schmerzte es sehr? — Das vermochte sie nicht zu sagen. Sie wußte nur, daß sie litt. — Sie hatten es immer ihre Seele genannt, und sie selbst hatte es so genannt. Aber es wurzelte wohl in den Fluten ihres Leibs. War das Lästerung ihres Seins — —? Nein! Es war gleichermaßen Leib und Seele. Der Körper schüttelte sich in Qual, — — aber die S t i m m e, die, gehört oder ungehört, redend oder stumm aus dem allem entwölkte, — d a s war die Seele. — Das war der Schmerz, und aller Schmerz ist Seele. — Aber der Leib gebiert ihn. — — So war sie wohl innen noch zu schwach, um so weit gehen zu können, wie sie gern gehen wollte — — sie sah noch lange kein Ziel, keinen innern Ausgleich. Noch immer nicht. —

Sie war schon wieder im Gehen, die lange Pappelreihe hin, und doch war ihr bei diesen Gedanken, als ob sie gar nicht weiter komme, als mache sie furchtbare Anstrengungen, um den Weg zu überwinden, und es gelinge doch nicht, (so sind Träume manchmal: schreckend, angstvoll,

furchtbar: man geht und geht und kommt nicht weiter — oder man flieht und kommt nicht von der Stelle), bis sie, wie erschöpft, abermals stehen blieb und tief atmete, und da kam es ihr im Aufschauen in den Himmel (zwischen den Kronenspitzen hindurch) wie Erleuchtung, wie Aufrauschen eines Scheins, und sie wußte: das war er, der ihr noch immer im Wege lag, er lag noch immer da. Tiere gehn dort wohl nicht weiter, wo einer liegt, ein Lebendiger oder Toter, oder wo der Schatten eines Toten liegt. — — Nun wußte sie: darum war ihre Seele immer wieder den Weg gelaufen, um zum Ende zu kommen, und war doch immer nur bis zu der einen Stelle gekommen und nicht weiter, — — weil er noch daliegt, ein Lebender — ein Toter? Es dunkelte stark, und sie erschauerte, sah vor sich auf den Weg, als läge wirklich einer da. Wenn sie das vermöchte, den Schritt darüber hin zu tun.

Es war bei ihr nicht wie bei den andern, die immer von seiner Schuld gesprochen hatten; als ob es wesentlich sei, Schuld oder Nichtschuld, als ob das wesentlich sei. Und das hatte sie von Anfang an gewußt, daß d a s so gleichgültig war, wie das weltenfernste Geschehen. Denn von allem Anfang an war sie ja doch nur mit sich und ihrem Schmerz a l l e i n gewesen. Dennoch. Und mit dem letzten Mal, da sie ihm, vorm Hause stehend, in unsäglicher Verlassenheit, wie versinkend, wie ertrinkend nachgewinkt hatte, mit diesem letzten Mal, da er entschwand, w a r er entschwunden. Was also lag im Weg? Der Schatten eines Toten? Etwas ganz Fremdes, Niegewesenes, ein Gespenst? — Sie zauderte noch einen Augenblick, dann machte sie einen starken und mutigen Schritt — — und schritt darüber

hinweg. — — Ging mit hochklopfendem Herzen und wußte: die Bahn war frei. — Nur: wohin ging sie? Würde es hell genug bleiben um sie, in ihr, daß sie wußte den Weg und wie er war?

Da war die Allee fast zu Ende; die ersten Häuser des Nachbardorfes standen da. Sie schaute auf und wendete dann kurz um. — — Von dem Gefühl einer Lösung in ihr wogte es noch, dem Gefühl gab sie sich hin. Der Abend war dunkel geworden; die Stille rauschte an ihr vorbei im schnelleren Gehn. Eine Stimme sprach: heim! In den Frieden und die Umwallung eines Hauses.

Und sie wußte, sie würde nun immer diesen Weg gehn, immer neu, immer anders, und würde weit, weit kommen auf diesem immer gleichen Weg, zu Geist und Unendlichkeit. Es war nun etwas überschritten, ein letzter Schatten, ein letzter Traum, eine Torheit, ein Verwesendes. — — Sie hatte sich selbst überschritten, nun war nur noch Weite um sie und vor ihr. Mochte sie auch nach jedem solchen Abend heimkehren ins Vaterhaus oder in welches — Haus auch immer. — —

Auch wußte sie nun, daß das, was die andern ihre törichte Treue nannten, nur Treue zu ihr selbst war. Daß das nichts zu tun hatte mit ihm. Es war nur so ihr Schicksal, ihrem S c h i c k s a l treu zu sein. Und da sie nun rasch heimwärts ging, ging auf einmal etwas mit ihr mit, holte sie etwas ein und ging nun allerseiten gleichen Schritt mit ihr, sie hörte es, weniger in Angst, als in einer Beklommenheit und dann: ja, dann war es eine Stimme:

Ich bin die Stunde, die nicht in der Zeit
Gegründet ist . . . die zeitenlose Stunde! —

O sieh, das Glück —: wie zeit- und raumbefreit
Du schon m e i n Wesen sprichst mit leisem Munde —
Singst du nun mich — sing ich in dir? — Du weißt
Nicht, was dies soll? — —
Du stehst im Schiff, das stößt vom Strand — der reißt
Sich von dir los — —

O Frühling, der einst scholl mit tausend Rufen — —
O Seligkeit der Liebe, die im Schrei
Des Sichbegreifens staunte —! Ist das schon v o r b e i?
O großes Wundern in der Qual —: auf dumpfen Hufen
Ritt bald das Glück hinweg — in Nacht. Die Stille türmt
Sich stickend nah und hoch . . .

Nun weißt du: schon
Ist alles wie jahrtausendalt. Was sollte da
Noch einmal eines Liebesliedes Ton
Aus einem fremden Mund dir? Alles müßte ja
Dir fremd sein nach dem e i n e n, das g e s c h a h. —

Was ist nun dies? Und was soll ich dir sagen
(Die zeitenlose Stunde): dir ins Ohr?
Glück? und Nicht-Glück? — Du . . . t r ä g s t —; und du sollst tragen
Dich und dein Herz, das dunkle . . . das, geschlagen
Vom Schicksal, — auch v e r n e i n t, w a s e s v e r l o r . . .

Du bist so weit, du bist wie auf dem Meer, —
Es weht ein Wind. Bis du zerbröckelt bist

Und aufgesaugt wie Staub im Winde — ist
Nun d i e s e Stunde dein. — Und dann nicht mehr. —
— — — — — — — — — — —

Damit aber war das Lied nicht zu Ende; es begleitete sie heim. Und als sie aus der Allee abbog, auf den Weg hinan, der zum Haus führte, mußte sie weinen. — — Das aber war nicht allzu schwer zu tragen, war kein Stürzen von Tropfen aus verkrampftem Himmel, war ein leises, gleichmäßiges Fallen in weicher Nacht aus gleichmäßigem Himmel. — —

Vor dem Hause wischte sie sich die Tränen ab und trat in den dunklen Hausflur. Tastete sich zu ihrer Kammer und wusch im Dunkeln ihr Gesicht. Dann ging sie zu den andern in die Stube, die still und in Gedanken am gedeckten Tisch saßen, aber schon gegessen hatten. — — Die Mutter sah sie ernst und sorgsam an und streichelte ihre Hände. Der Vater sah vor sich nieder auf seine weißen, etwas zarten Hände, die schon runzlig waren . . . aber noch weiß . . . Bis auf einmal alle sie erstaunt ansahen und eine Klarheit auf ihrer Stirn sahen, wie vordem nicht. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl abseits vom Tisch und lächelte sie leise an. Leise und noch etwas befangen. — — Dann fragte sie nach den Kindern. — Die waren schon zu Bett. — Die Mutter der Kinder aber, der Gast des Hauses, stand auf und setzte sich neben sie, faßte ihre Hand und sprach: Ein schöner Abend. — Sie atmete, sah sie voll an und sprach: Ja! Die Mutter machte eine Bewegung. Da stand sie auf und setzte sich an den Tisch und sagte leicht, wie in den Jahren nicht: Ah, ich soll essen. Ja, ja, ich fange schon an, denn ich bin hungrig. — Und nach

einer Zeitlang: Vater, ist es ein Glück zu wissen, daß um alle Welt gelagert ist die Unermeßlichkeit und das Nichts?

Der sah nun von seinen Händen auf und sprach: Ob Glück oder nicht, der geistgewordene Mensch weiß es und trägt's. Auch kann man denken, hinter allem sei Gott. –

Nun, das möchte vielleicht nur ein Name sein für dieselbe Sache. Also Gott! Wie es auch sei, – mich dünkt, die Wege dahin sind, wie lang auch immer, Wege zur Stille und zum Ausgleich. –

Darauf schwiegen sie alle sehr lange.

Die Herbstallee

Es ist wie eine elegische Schönheit und Stille über das Land gekommen. Das sind die blauen Tage, durch die der Sonnenglanz blasser scheint. Und die Fernen scheinen näher herangerückt zu sein; so im blauen Duft stehen die Dinge im Kreis, die Haine der Ebene, die Häuser und Dörfer, die Chausseen, die dem schauenden Blick quer vorüber ziehn. Der Horizont scheint enger gezogen zu sein; nicht so unendlich weithin dehnt sich das Land. Milde, leicht verhängte Luft und ein Herbstgeruch über der träumenden Fläche, über den kurz geschorenen Wiesen, auf denen die Herbstzeitlose blüht; über den Aeckern, die fast ganz kahl sind. — Die Wege liegen still und hell und tauchen in das Blau der nahen Fernen unter. — Und was noch geschieht in der leichten Wärme und beginnenden Traurigkeit dieser Tage — letzte Wagen, die beladen und heimgefahren werden, eines Hütejungen kleines Lied im Bruch bei seinen Kühen — alles, was da geschieht, ist so klein und einfach und bescheiden vor der Stille und Weite der Landschaft, daß es in der großen Einsamkeit nicht mehr bedeutet wie etwa des Windes Stimme im Heckenlaub, oder wie ein fallendes Blatt. Denn so ganz groß und gewaltig wölben und dehnen sich Stille und Einsamkeit über und um das stille Land, daß alles Geschehen d a r i n auch nur als still und einsam gesehen und gefühlt werden kann. Und das Lied der Lerche im Himmel ist wie die schwebende Seele dieser Landschaft. — —

Ich gehe nun jeden Morgen und jeden Abend die Herbstallee. Die kommt vom Gutshof herunter, der mit seinem Herrenhaus, seinen Wirtschaftsgebäuden und seinen Gärten gegen den Hügel gelehnt ist. – Gerad, mit hohen dunklen Bäumen auf beiden Seiten läuft die Allee herunter – – läuft in das graue Feld aus auf die Chaussee, die zum Dorf und weiter zur Bahnstation führt. –

Ich gehe jeden Tag diese Allee, die grauweiß daliegt, mit dem ersten bunten Laub bedeckt. – Wege und Alleen haben auch ihre Schönheit und ihre Seele; und wenn man ihrer eine besonders liebt, so vermag man doch nicht zu sagen, warum. Sie beginnt mit einer Reihe junger Eichen, deren Laub sich eben zu färben beginnt. – – Dann kommen die Platanen und Ahorne mit vielem buntem Laub, es sind große, schöne, starke Bäume, und die Kronen der beiden Baumreihen berühren sich oben über der Mitte des Weges. – –

Der Herbst ist wohl die feierlichste Jahreszeit. Die Buntheit des Laubes in den Wäldern und Hainen, in den Parks und Gärten, und die goldene Laubfülle hingestreut auf den langen, einsamen Wegen – – die stille Monotonie der weiten Flächen, die schon fast ganz leer sind, die letzten Herbstblumen in den Gärten, die hohen Georginen und Sonnenblumen, – die welken Düfte im ziellos und verloren wehenden Wind –: das gibt alles eine Stimmung des großen Ernstes und der Besinnung.

Feierlich und bunt ist der Herbst, und die Melancholie des Grauen und Blauen liegt über der Feierlichkeit und Buntheit. Wie stille Domgänge einer andern Kirche sind manche Herbstalleen, und der Weihrauch des Herbstes

stimmt die Seele zum Schweigen. Mildschimmernd aber wölbt sich der ewige Himmel, scheint wie durch zarten Flor die ewige Sonne. –

Das Laub der Platanen ist gelb, weichgelb, so daß eine Zartheit in der Farbe bleibt und wenig Glanz. Aber die Ahorne haben Glut; sie brennen; ihr Goldgelb, ihr Rotgelb und Rot hat Stimme; es sagt: ich bin der wahrgewordene Rausch der Schönheit und des Sterbens; die Blicke können in mir ertrinken und einschlafen. – – Im weißlichen Staub des Wegs liegen die Blätter der Bäume wie breite Tupfen; und an den Stellen, wo die Blätter schon dicht liegen, rauscht der Schritt des Gehenden . . .

Dann stehe ich am Gitter. Es ist unverschlossen, man könnte hindurchgehn, in den Park, ein paar schlanke Buchen stehen zu beiden Seiten des Eingangs, und dann rechts und links an der Hecke hin steht eine Reihe schöner dunkler Tannen. Aber vor mir im Licht weißgoldener Sonne der Park, die schönen Rasenflächen, auf denen eine schöne Douglastanne oder eine Rotbuche aufsteht, die Wege schön geharkt und gelb sich hindurchwindend; und tiefer hinein beginnen die Blumenbeete: das Rot und Lila der Georginen, das Gelb der Sonnenblumen, das Weiß der Chrysanthemen schimmert herüber. – Dann steht da das Herrenhaus, mit den Fenstern in der Sonne, die Mauern grau, die Rahmen der Fenster weiß, – – aber das Grün des Efeus rankt empor, und der Glutrausch des wilden Weins . . . bis hoch hinauf um das Erkertürmchen . . . Und hinter allem steigt sanft der Hügel auf mit den dunklen Tannen. – – Von der Seite herüber kommen

Stimmen, wo ein Eckchen des Gärtnerhauses durch das Laub schaut. Kinderstimmen und dann auf einmal eine tiefe Frauenstimme. Ich warte noch einen Augenblick; ein Kind, ein Knabe in blauem Anzug mit bloßem Kopf und das gelbe, lange Haar flatternd, taucht aus dem Halbdunkel und zieht hinter sich ein Wägelchen mit einem kleinen weißen Mädchen, — — o, so weiß — grad scheint die blasse Sonne auf ihr Gesicht, grad tropft ein rotes Blatt auf ihr weißes Häubchen ... und die schöne Frauenstimme aus der Tiefe: — Wo seid ihr — Alexander? Es rauscht heran. Ich ziehe mich zurück — ich wende mich und gehe die Allee zurück.

* *
*

An jedem dieser schönen Herbsttage, die überwölbt sind von wolkenlosem, weißblauem Himmel, gehe ich nun die Allee. Mir fallen Lieder ein von irgendwo:

„Dies ist der Herbst" — wenn sich die Fülle in die nackte Leere
Hinüber neigt.
Dies ist der Herbst: die bunte volle Schwere
Der Schönheit in den Parks und Gärten schweigt.

Auch dies:

Ein leises Taumeln und Schwanken,
Ein überladenes Boot
Mit Bändern und bunten Gedanken
Fährt die Erde ins Abendrot.

Das ist mir einmal bei einem wunderschönen hohen Abendrot eingefallen; aber ich weiß nicht, woher es

stammt. Auch jenes andere summte mir ein paar Mal durch den Sinn:

Im Duft auf allen Hügeln
Stehn Wälder blaugoldbraun,
In den Alleen gehen
Noch weiße Mädchen und Fraun.

Aber das paßt am wenigsten; da ich fast immer allein gehe; selten begegnet mir jemand; niemals aber weiße Mädchen und Fraun. Warum ich so oft diesen Weg nehme, weiß ich nicht. Es ist, als ob ich mich selbst verloren habe und nun erst wiederfinden müsse. — Sonst hätte ich doch schon abgereist sein können, hinunter ans Meer; denn ich weiß, man erwartet mich in der Stadt mit den vielen Türmen. Aber so mild und schön ist der Herbst und so groß und erhaben die Stille der Ebene, daß ich den Weg noch nicht gefunden habe.

— — — — — — — — — — —

An einem Abend — der Nebel lagert über den Wiesen, ich gehe auf dem Grasstreifen unter der einen Baumreihe die Allee hinan, rauscht es mir entgegen — weiß, — ich muß hinschauen; es ist eine hohe Gestalt, aber ich erkenne das Gesicht nicht recht hinter dem Schleier. Aber ich weiß: die Herrin! Und grüße, ohne Worte, ziehe den Hut und neige mich. Aber es schwebt vorüber, daß ich denke, sie hat mich nicht gesehen. Oben wende ich und gehe zurück. Da steht unten am Rand der Allee die Gestalt, vor den dämmerigen Himmel gestellt. Dann kehrt sie und begegnet mir zum zweiten Male grad an der Stelle, wo die hohen

Ahorne zu Ende sind und die jungen Eichen beginnen. —

Am andern Morgen ist der Himmel grau; aber ich komme dennoch vom Dorf heran zur Allee; ich sehe, wie viel weniger das bunte Laub geworden ist in den Tagen, da ich nun diese Wege gehe; ich lehne am Parkzaun und schaue in den Garten; alle Farben sind heute stumpf; ein Wind fröstelt vorüber. — Da rauscht es neben mir: die Herrin tritt heraus und geht die Allee hin. Ich habe stumm gegrüßt und gehe nach einer Weile fort; ich nehme einen Fußpfad zwischen den Wiesen hin, ins Feld hinein. — Am Abend aber, kurz vor der Dämmerung will ich eben in die Allee einbiegen, da seh ich sie wieder herunter kommen. Ich schwanke einen Augenblick, ob ich umkehren soll, gehe dann aber ruhigen Schrittes weiter. Ich grüße wiederum und sie nickt, tut einen Schritt auf mich zu und spricht: Sie lieben gewiß diese Straße sehr. Wir sahen uns schon ein paar Mal. — Oder zieht Sie etwas Besonderes her?

Ja, ich liebe diese Straße sehr, etwas Besonderes ist es wohl nicht; vielleicht nur so das Schreiten des bunten Herbstes aus der rauschenden Fülle Ihrer Gärten hinaus in die kahle Ebene. — —

Ich verstehe. — Dann blickt sie etwas gequält vor sich hin. — Da kann ich Ihnen natürlich nicht verübeln, daß Sie gern diesen Weg wählen; ich sehe, Sie horchen in die Natur; — aber vielleicht können wir uns einigen über die Stunde unserer Gänge; denn in solcher Herbstallee muß man ganz allein sein, um zu fühlen, nun ja, wie sie in die nackte Leere hinaus führt. —

Gern, gnädige Frau. Aber da ich morgen im Abend schon reisen werde, erübrigt sich eine solche Einigung.

Sie lächelt mich an: So, so! Nun, dann adieu! — Ich ziehe den Hut und gehe. —

— — — — — — — — — — — —

Am Abend klopft es an meine Tür; ich gehe und öffne; da steht der Diener vom Gut und hält mir ein Schreiben entgegen. Er hat im ganzen Dorf nach mir gefragt. Es ist ein Brief seiner Herrin. Sie kennt mich nicht, weder meinen Namen, noch was ich bin, noch wo ich wohne. Aber der Diener hat mich gefunden. Ich gebe ihm einen Stuhl und lese den Brief. Sie befürchtet, mich verletzt zu haben; das mehrfache Begegnen mit mir habe sie irritiert; störe man einen Einsamen in seiner Einsamkeit, so mache ihn das leicht etwas gereizt. Aber sie schäme sich nun, mich vielleicht verjagt zu haben. Ich solle doch morgen ruhig meinen Weg gehn wie bisher; denn gewiß würde ich noch garnicht reisen wollen. Ich bitte den Boten, eine Zigarre zu rauchen. Dann schreibe ich einige Zeilen: Gnädige Frau! Sie haben mich nicht gekränkt; deswegen würde es mir peinlich sein, wenn Sie mir etwa eine Entschuldigung aussprächen. Ich gedachte in der Tat morgen zu reisen. Die Güte Ihres Schreibens aber wird mich veranlassen, morgen noch einmal in der Abendsonne die schöne Allee zu gehn. —

— — — — — — — — — — — —

Die Abendsonne scheint leise, fast traurig, und hat wenig Wärme; das Laub tropft ohne Aufhören um mich nieder, während ich die Allee hinschreite. — Oben steh ich noch einmal am Zaun und sehe in den Park und Gar-

ten. Und will mich wenden und langsam gehn. Da tritt hinter einer großen Pappel die hohe Gestalt hervor, grüßt und spricht —: Da sind Sie —! Das freut mich sehr, kommen Sie herein, ich werde Ihnen noch den Park und den Garten zeigen. Und will das Tor öffnen. — — Ich wehre aber ab: O, ich danke, ich darf nicht herein kommen; nur ein wenig draußen stehn und hineinsehn. Sie ist ein wenig enttäuscht. So sind Sie doch noch gekränkt wegen meiner Worte von gestern; so bitte ich — — O, sage ich, können Sie glauben, daß ich hierher gekommen sein würde, wenn ich gekränkt wäre, oder in der Absicht, — mich von Ihnen um Verzeihung bitten zu lassen? — Lassen Sie uns einander verstehn; Sie haben mir nie etwas getan, Sie sind zu besorgt, und daß ich nicht zu Ihnen hereinkommen kann in den schönen Herbstpark und Herbstgarten, das ist so gewissermaßen eine Reminiszenz meiner Kindheit. — Sie sieht mich fragend an. Ja, sage ich leise, man soll nichts gegen sein Schicksal tun, wenn man es verstanden hat . . . Wenn es dann überhaupt zu wenden ist, dann nur, indem man nichts dagegen tut. Sehn Sie, unsere Kindheit, unser Gewesenes, das ist ja wie die Mutterknolle, aus der sich das erhebt, was wir nun sind. (Wie ja auch unsere Mutter nur ein früheres Stadium unser selbst ist.) Und als Kind habe ich immer vor allem und so ganz unsagbar Gärten geliebt, in die ich nicht hinein konnte, oder in die ich nur ganz selten heimlicher Weise hineinkam, und in denen ich mir dann wie ein Dieb oder wie ein dennoch Ausgestoßener vorkam. Aber ich habe viel an Park- und Gartengittern gestanden und hinein gesehn. Das bedrückte mich dann nicht und befriedigte dennoch mein

Schönheitsgefühl. — In meiner Kindheit sind von den Jahreszeiten vor allem der Frühling und der Herbst meinem Herzen nahe gewesen. — Vielleicht ist es für die meisten Menschen schwer erlebbar, daß ich als Kind in dem kleinen Gärtchen vor meines Vaters Haus, vor den eben grünenden und blühenden Stachelbeersträuchern stehend, unendliche Welten des Gefühls erleben und durcheilen konnte. Der erste Frühling vor allem tat es mir an, er rührte mich oft zu Tränen. Und dann der erste Herbst. Die blauen Tage ... Die größte Schönheit enthielt ein Garten, um den eine sehr hohe Mauer war, ganz in unserer Nachbarschaft. Seiner Schönheit habe ich viel nachgesonnen, besonders an Frühlings- und Sommerabenden, wenn junge Mädchenstimmen in ihm sangen. Aber das einzige, was ich sah, waren ein paar Wipfelzweige, die über der Mauer wehten. — — Auch seh ich mich wohl eine Straße unter Bäumen gehn und vor einem alten Parke stehen bleiben, in dem es dunkelt von vielen Bäumen; und die ersten welken Blätter fallen; eines Hauses Fenster in der Tiefe schimmern her und ein Kind läuft irgendwo auf Wegen. — — Können Sie sich denken, daß das alles bestimmend geworden ist für mein Leben? Ich habe es selber kaum gewußt, es fällt mir alles jetzt nur ein. Ich stehe immer nur draußen, darf hinein sehn, darf aber nicht hinein kommen. Vielleicht hab ich so die Schönheit tiefer als mancher andre. — Ich bin wohl immer auf dem Weg, aber ich komme nie hin. Die Heimatlosigkeit ist Geschick, nicht Wille. — — Ich wollte wirklich heute reisen, aber nun freut es mich noch, hergekommen zu sein, denn dieser

Abend ist wunderschön. Vielleicht schöner als alle die Herbstabende auf dieser Allee, da ich hier ging. — —

Sie sieht an mir vorbei und schweigt. Dann: Ja, ich verstehe . . . vielleicht . . . von ferne. Es ist wohl seltsam. — Und dann nach einer Pause: Aber ja, was heißt denn dies alles und wer sind Sie eigentlich? — Ich lächle und sage: Irgendwer. Ich wollte Ihnen nur erklären, warum ich nicht in Herbstgärten geh, warum ich lieber am Zaun steh und hinein seh. Sie nickt und schweigt wieder. Ich habe die ganze Zeit ihr Gesicht angesehen und erkenne — —: eines Leids Qual, einer Sehnsucht schmerzliche Armut. Dann sagt sie und sieht mich dabei zum ersten Male voll an: Sie sind dennoch nicht unglücklich; oder das Glück überwiegt bei Ihnen das Unglück. Sie gingen doch immer die Wege zur Schönheit und wußten diese Wege zu finden. Wenn Sie auch letztlich davor stehn bleiben. Aber wer drinnen ist und nicht weiß — nicht weiß —

— was er damit beginnen soll, sage ich, als sie stockt ... Er sollte vielleicht eines Tages, arm, allein, daraus hinweg gehn. Wohin? Ins leere Feld und weiter. Denn das andere weiß nur das Schicksal. —

Ihre Stimme zittert: — Und das wagen Sie mir zu sagen? —

Ja, sage ich. Es ist allerdings schwer, das zu vermögen. —

Sie blickt auf ihre Hände, in denen ein paar wunderschöne weiße Chrysanthemumblüten hängen. Es ist übrigens nicht so schlimm, sagt ihre Stimme nun ganz sanft; und dann: es gibt Pflichten. Da sind die Kinder — —

hören Sie sie? Sie laufen nach dem Herrenhaus hinüber.

Ja, sage ich schnell, daran habe ich nicht gedacht. Zwei liebliche Kinder, ich sah sie an einem dieser Herbstmorgen . . . Vielleicht wächst in ihnen die eine Kraft groß, die das Schicksal in s e i n e n Bann zwingt.

Vielleicht. — Man müßte die Geschichte dieser Allee wissen; das fällt mir eben so ein. — — Welche Schicksale auf ihr gewandelt kamen, welche auf ihr hinweg gingen. — — Das würde alles sehr seltsam zu lesen oder zu hören sein. Ich war neunzehn und es war Frühling, als ich hier herein kam; man könnte sagen, ein Frühlingswind wehte mich herein. Und nun fühl ich ganz deutlich, es spann mich ein, es ließ mich nicht mehr fort. Ganz wie im Märchen. Aber sagen Sie mir, wer ist dies Es?

Das hat keinen Namen, sage ich. Niemand hat sich noch getraut, es zu benennen. Und was wir Schicksal nennen, ist nur ein Teilchen von ihm. —

— — — — — — — — — —

Und nach einer Weile fahre ich leise fort zu sprechen —: Die Schicksale, die w a r e n, sagen Sie, die auf dieser Allee kamen und gingen, sagen Sie — — ich glaube, Sie leben noch viel mit den Hinweggegangenen und Hinweggewehten . . . Ja, wenn Sie noch diese Ihre Allee h i n w e g tun könnten, die Bäume abhauen lassen, den Weg umpflügen, — — aber es geht nicht, die Allee gehört mit zu Garten, Park und Herrensitz . . . Sie können auch kein großes Wasser um Ihr Heim legen, daß es wie eine Insel wär. Der Weg bleibt — in die Welt . . . die dehnt sich weit, unbekannt, lockend und schreckend. — —

Es geht ein später Strahl über ihr Gesicht, und sie sagt: — — Es ist ja gut so, denn einmal brauche ja auch ich die Allee; einmal geh ich ja dort, oder werde ganz sanft hinausschwanken, fast wie geweht; aber dann sind die Augen zu und ich weiß nichts mehr von dieser Welt. Dann atme ich schon die andre Wirklichkeit. —

Das sind trübe Gedanken. Sind Rätsel; die wir erst lösen können, wenn wir in sie eintreten. Aber von den Schicksalen, die kamen und gingen auf diesem Weg, sprachen Sie. Und das läßt mich bedenken, wie noch alle Schicksale da sind, wenn sie gleich vergingen — solange ein Auge noch den Tag und die Nacht sieht, das an diesen Schicksalen teil hatte oder auf ihnen ruhte. Lassen Sie uns noch einen Augenblick daran denken. — Ich bin ja ein Fremder und weiß von dem allem nichts . . . aber manchmal reizt es mich, zu denken, was alles gewesen sein könnte auf der Stelle, da ich gerade stehe. Denken wir, — eine junge sehnsüchtige Seele dort, zwischen Bäumen und Beeten und viel hinaus sehend, ins Abendrot und in die Frühlingsnachmittage, wenn sie süß und schwermütig sind; viel Traum und Hoffen auf das große Wunder, dem alle Frauenseele sich entgegen hebt; und hofft vergeblich und macht eines Herbsttags sich auf in der Stille und geht heimlich und leise fort und wird nie mehr gesehen . . .

Sie sieht mich groß und still an; dann spricht sie nach einer Weile: Sie haben recht, das war Anna Elisabeth. Es war, als wäre die Welt ein regloses Meer, so blieb sie verschollen und kam nicht wieder. — —

Oder des Knaben Weg, der zum Jüngling wuchs und ging eines Frühlings fort, um die Tat zu finden im Leben;

die Tat, die groß wäre. Und vergaß Heimat und Stille und war im lauten Leben; und vieles schien ihm groß; und alles zerbrach ihm dennoch, da er reif und weise wurde ... und kam spät heim; leer von Träumen, einsam und arm in der Seele, — — sommers sich gern wärmend an der Sonne, wenn sie in Fülle niederströmt in den umhegten Frieden des Gartens. —

Das war Karl Alexander, meines Sohnes Großvater ... Weiter.

Es war nicht alles so traurig; es war auch Freude; ein Kind wuchs auf, ein Mädchen, die Haare gelb, das Gesicht länglich und blaß; sie träumte, sie sei Dornröschen; und die Welt, die hinter diesem Zaun liege, sei so viel schöner und wunderbarer als dieser Park und die Gärten. — — Sie lachte viel am Sommerteich, sie sang und ging um die Beete und Büsche, ihr Blick ging verwundert an den hohen Bäumen hinauf und dann in den Abend hinaus. — Und das Glück kam auch. — — War eine Hochzeit, und Flöten und Geigen, da tanzte das Glück im Saal ... denn der Eine war da ... war gekommen. Und das Glück zog hinaus und war ein stolzer Zug diese Straße hinab, die damals eine Frühlingsstraße war und keine Herbstallee. Das ist auch schon lang her.

Ja. Es war meines Mannes Schwester. Sie lebte und starb im Glück ... Woher wissen —

Einen Augenblick —! bitte ich; meine Stimme klingt mir selbst etwas beklommen. Da war noch ein junges Wesen, fast ein Kind, die wandelte leise und still; schaute aus klugen weiten Augen; sann und dachte; sie sah eines Tages jemand draußen stehn jenseit des Zaunes, hier un-

ter den Bäumen, sah ihn lächelnd an und ging. Und viele Tage so. Sie fanden das Wort nicht zueinander. Bis sie zu ihm heraus trat und an seiner Hand mit ihm hinweg ging. — Die aber kam wieder (Wann? Wer mißt die Zeit, — der lebt —?), kam wieder und trug ein Kind im Arm. Und trat vor den Vater am Abend im hellen Saal und lächelte. Der aber schrie auf, rot im Angesicht, wankte, und ging hinaus. Und starb in derselben Nacht. Kind und Mutter schwebten noch eine Weile durch die Stille der Gärten und unter den Bäumen und schwanden dann hinweg . . . in einen leeren Herbst; nur die Einsamkeit sah ihnen nach, wie sie die kahle Allee hinunterwehten und — hinaus.

Das war Friderike Charlotte.

Ja und dann wehte das Glück und Sonnenschein die Allee herauf, — Sie sagten es schon — — und wurde eine Sehnsucht daraus, müde, ein wenig reizbar . . . und doch noch mit einem Rest an . . . Glauben; Glauben an das Wunder, an das Leben . . . Mit einer Freude, die mit den Kindern kommt und geht. Die sich selbst nicht zu erfüllen weiß; da sie haltlos im Wind schwankt wie eine dünne dünne Ranke. — — Aber so ist das Leben noch immer zu tragen — — da eine Hoffnung ist und etwas, das kommt und geht. Eine Freude und ein Glück wehte herein, war eines Mannes Seligkeit und blieb allein und ward Sehnsucht und Traum . . . Aber neue Freude blüht auf, denn das Leben ist unsterblich und wird immer wieder einmal jung sein und lachen und glauben . . .

Sie stützt sich auf das Gitter. Ja, — ich!! sagt sie und

sieht mich an. Woher — — kennen Sie uns? Dies alles hier . . .

Ich schüttele den Kopf . . . Ich träume manchmal. Ich bin fremd und muß nun bald gehn . . .

Es ist Abend geworden, das Dämmern steht und wankt zwischen uns. Der Herbst duftet welk, immer dichter wölkt das Dunkel . . . Sie steht vor mir wie in dickem dunklem Rauch. Es ist kühl geworden, sehr kühl.

Ich verneige mich und sage: Das Leben ist irrational, — m a n tut mit uns; uns; und alles, das w i r tun können, ist: in der Schwebe bleiben, während es uns dahin treibt. Ich muß nun gehn; und das ist recht so, die Farben Ihrer Herbstallee sind im Dämmern ertrunken, ich schleiche nun unter den Bäumen hinweg wie ein Mensch mit bösem Gewissen. Was tu ich hier und erzähle Ihnen Dinge? . . . Ich will eilen. Leben Sie wohl.

— — — — — — — — — —

Nicht so, bittet sie und streckt mir die Hand über den Zaun und reicht mir eine ihrer schönen weißen Blumen. Nehmen Sie. Dies ist wohl seltsam, denn wir können einander nicht einmal um ein Gedenken bitten. Denn was sollte uns das? Vielleicht doch, sage ich. Manchmal ist uns das Fremde am nächsten. —

Ein Gruß herüber, hinüber. Ich gehe langsam die Allee hinab, ich habe das Gefühl, das Schwarz der halbentlaubten Kronen drücke auf mich. Auf der Chaussee atme ich auf und schreite schneller . . . Ich werde einen Abend noch beim Licht im kleinen Zimmer verträumen, und in der Frühe reisen, noch im Dunkel, bis ans Meer zu der

Stadt mit den vielen Türmen und dem Grau, das darum weht . . . Weiter aber kann ich nicht denken – – denn was weiß ich, wie meines Lebens Melodie ausklingen wird . . .?

Der Herbst und seine Schönheit sind im Land gewesen, und nun wird bald die graue Leere sein. Das will getragen sein. Vielleicht, daß innen noch ganz heimlich atmet ein Keimlein des Glaubens und der Hoffnung auf einen Frieden, ein Glück.

Die Mutter

Es geschah, daß eine Mutter, nach Jahren des Glücks, des Glückstraums, eine Erkenntnis und ein Wissen überfiel: wie ein fremdes, graues Kleid, daß sie darin arm und frierend stand. Daß sie nun wieder ein Mensch war, der halb oder ganz außer dem Leben steht — so, wie junge Menschen sich ja noch nicht eigentlich zum Leben gehörig fühlen, sondern erst hinein möchten. Und daß die Mutter dennoch sich in das dünne, graue Kleid der Erkenntnis hastig, wie in Scham einhüllte, als sei der Traum der Jahre zuvor gar nicht ein Kleid gewesen, darin sie eingehüllt war; daß sie sich einhüllte und irgendwo niederkauerte . . .

Und das geschah so: Sie hatte vier Kinder geboren, drei wunderschöne, liebe und liebliche Mädchen; eine mit klugen Augen, die zweite mit Augen des Traums, und die dritte mit Schleiern überm Blick — unter denen es aber glühte — und einen Sohn, das jüngste der Kinder.

Da nun die Erste, die Aelteste, so weit war und sie ihren Liebsten in das Haus der Eltern brachte, war Freude nicht nur bei ihr, sondern auch bei den Eltern und den Geschwistern; und die Mutter sah des Kindes Glück und freute sich mit ihm und dachte: Ja, so ist es; ich war ja auch einmal glücklich . . .

Und da die Zweite kam und den Ihren brachte, war es auch so . . .

Und da die Dritte kam — auch: einen Augenblick, eine

kurze Zeit, bis an den Abend, da sie alle zusammensaßen im Zimmer bei der Lampe, derweil die Magd das Abendessen rüstete.

Die Mutter hatte kurz zuvor in ihrem Zimmer ein wenig geschlafen, auf dem Sofa, und war aufgewacht von einem Traum, der ein lästiges Gefühl hinterlassen hatte, den sie aber nun im Aufwachen nicht finden konnte.

So trat sie mit einem merkwürdigen Gefühl, fast wie verstimmt, nachdenklich, in das Zimmer. Setzte sich in einen Sessel und sah vor sich hin. Und da geschah es, daß es aus ihr brach wie Wundsein.

Sie meinte aber zuerst noch, es sei ihr Körper — obwohl es ihre Seele war. Denn sie fühlte nun, was sie in der Zeit vorher, zumal in den letzten Tagen, nicht beachtet hatte, daß ihr Körper nicht mehr fest und nicht mehr ganz gesund und schön sei. Sie fühlte Schmerzen im Rücken, Müdigkeit in den Armen und Handgelenken, sie fühlte, ohne mit den Fingern hinfühlen zu müssen, daß ihr Gesicht schon etliche Falten hatte; wußte, daß in ihrem Haar schon manche graue Fäden waren, daß die Finger und die Hände nicht mehr weich waren — wie in der Jugend —, sondern schmächtig, fast knöchern . . .

Sie hörte dem Gespräch wie ganz von ferne zu. Aber ihre Augen sahen alles, was geschah und um sie war. Fast nun schon, daß das Lachen und Fröhlichsein, das Glück der Braut und des Bräutigams, sie beängstete.

Danach stand sie auf, sie wußte wohl kaum, warum, vielleicht wollte sie aus dem Zimmer gehen.

Sie tat ein paar Schritte im Zimmer, und da stand sie vor dem großen Spiegel, dem Bräutigam gegenüber,

der, mit den Händen hinter sich fassend, sich an die Spiegelkonsole gelehnt hatte. Vor ihm stand das schöne Mädchen, die Tochter dieser Mutter. Und da sah sie im Spiegel ihrer Tochter Bild neben dem ihren und sah vor ihrer beiden Bild des Bräutigams lächelndes Gesicht im Zimmer stehen.

Und in diesem Augenblick fühlte sie dies: daß sie auch eine kleine Weile dies Glück gespürt habe, aber nur eine kleine Weile — daß es aber nur gewesen sei wie ein Duft, der sie gestreift habe; daß sie danach (so bald schon) die Mutter gewesen sei, Mutter der Kinder; und immer Mutter im Hingeben an die Kinder; immer nur in der Arbeit und dem Hingeben an die Kinder. — — Und als sie das sah, kam es daraus hervor wie Zweifel und danach wie Furcht, ob denn das nun so richtig gewesen sei . . . Ob sie denn all die Jahre nicht noch etwas anderes hätte sein müssen, denn Mutter . . .

Und das Gefühl wurde zur Bitterkeit, fast daß es Neid wurde, denn sie fühlte ihres Leibes Schmächtigkeit, und daß er stark verbraucht sei — — eben, da er doch vier herrliche Menschen geboren hatte und ihnen, als Mutter, gelebt hatte — — aber dies letztere war ihr nicht so gegenwärtig; sie fühlte nun die Bitterkeit, nun so fast außer dem Leben zu stehen und immer noch mehr aus ihm herauszugeraten . . . Und fühlte (was die Bitterkeit verstärkte), daß dennoch in ihr ein starker Trieb war, zu leben: noch einmal, nicht nur als Muttermensch und Pflichtmensch, nicht nur sich opfernd-hingebend . . .

In diesem Augenblick war es, daß sie sich arm, alt, häßlich vorkam (ohne es doch zu sein), daß es sie dünkte, sie

müsse sich schämen, daß es erst kalt über sie lief und dann heiß, und sie mit den Armen ein paar Bewegungen machte, als ziehe sie das graue Gewand einer winterlichen Erkenntnis um sich. — Und eine kleine Träne im Auge (die aber niemand sah) und wie verwirrt ihren Mädchennamen aussprechend, ging sie hastig nach der Tür und war schon draußen.

Die anderen, aus ihrem Sprechen heraus, aber ganz beschäftigt bei sich, hatten einen Augenblick ihr nachgesehen, ohne doch zu ahnen, was in ihr vorgegangen war.

Nur der Bräutigam, ein lieber, nachdenklicher Mensch, hatte ihr mit einem tiefen Blick nachgesehen; hatte danach die Braut, das liebliche Mädchen, vor sich angesehen und in ihren Mienen gelesen, daß sie nichts bemerkt hatte. Nun sann er einen Augenblick und wußte dann alles . . .

Er löste leise die Hände der Braut von den seinen, entschuldigte sich für eine Weile und ging auch hinaus.

Draußen auf dem Korridor stand er erst und besann sich. Danach ging er sie suchen . . . Behutsam, leise und tastend ging er von einem Zimmer zum andern, machte die Türen auf, schaute hinein und schloß wieder zu.

Zuletzt fand er sie im Zimmer des jüngsten Kindes, des einzigen Sohnes.

Sie saß da vor dem Schreibtisch, mit der Stirn auf der Tischkante, in den Händen ein Tüchlein, in das die Zähne fest hineingebissen hatten, damit sie nicht weine.

Er erschrak, als er sie im Halbdunkel sitzen sah. So hielt er die Klinke einen Augenblick in der Hand und stand und schaute. Sie aber hatte nichts gehört; so versunken war sie . . .

Und er dachte nun, ob er leise zurücktreten sollte und tun, als wüßte er nichts, oder ob er seinem anfänglichen Gefühl folgen und zu ihr treten sollte und sagen: ich verstehe dich; siehe, ich habe auch dich lieb; und da trat er aus dem Zögern herein in das Zimmer, stand hinter ihr (die ihn noch nicht gehört hatte) und strich leise mit der Hand über ihr Haar.

Aber er sagte noch nichts; dann aber sagte er, sein Haupt neigend, auf sie nieder: Gewähre eine Gnade und laß mich deinem Schmerz nahe sein . . . Halte mich nicht für schamlos . . . Es ist nur, weil anderer Schmerz mich so unsagbar schmerzt. — —

Und da hob sie langsam ihr Haupt, sah ihn aber noch nicht an; ihre Schultern vibrierten nur wie im Frösteln. Danach hob sie ihr Haupt und Angesicht und sah ihn aus großen, fremden Augen an . . . Und dann verzog sich ihr Gesicht zum ersten Weinen, als sie sah: Ja, ein Herz wollte im Verstehen und in schöner Liebe bei ihr sein . . .

Denn — auch das wußte sie nun — das furchtbare, unheimliche Opfer der Mutter wird von den Kindern, so lange sie Kinder sind — und sie sind es, bis sie selber Eltern sind —, nicht gesehen und erkannt . . . Nun aber stand ein fremder Mann bei ihr (wenn er auch des Kindes Geliebter war) und begehrte, ihren Schmerz in seine Hände zu nehmen . . .

Und da konnte sie nicht anders, sie legte die Arme um ihn, küßte ihn tief und legte dann, ganz ruhig, ihren Kopf an ihn . . .

Später führte er sie vor den Spiegel und sprach so: Siehst du nun, wie schön du bist?

Sie zweifelte noch, aber dann sah sie ihn an und wußte: er sagt das nicht nur so; er sagt, was er sieht. Und er küßte ihre Hände und sprach weiter:

Ist es nun gut, und gehst du mit hinunter?

Da sagte sie leise und lächelte schon ein wenig: Noch nicht. Vielleicht später. Vielleicht morgen . . . Verzeiht mir.

Nicht doch, antwortete er. Wir müßten uns vielmehr verhüllen vor deinem Schmerz.

Der ist im Entweichen — sprach sie.

So schieden sie. — —

Da sie aber nun allein war und sich besann, fand sie, daß die Tragik der Mutter b l e i b e; daß aber gleichwohl eine Möglichkeit sei, in Stärke, in Kraft (die ja beide immer aus dem Geist kommen und wiederum Geist wirken) den Schmerz zu überwinden; und daß somit wohl das Leben nicht so frierend einsam zu werden brauche, wie sie in der ersten Erkenntnis gemeint hatte. — — Also, daß mit dieser n e u e n Erkenntnis nun eine langsame Ruhe über sie zu kommen begann, in der noch der Schmerz war, aber doch schon mit einer leisen Klarheit und Ergebung gemischt . . .

Die Schaufenster

Und dann, nach den stark schwankenden Tagen der großen Herbststürme, wiegte so leise ein grauer Traum die Welt. Grau und blau. O, da ward die Welt eng, und doch konnte die Sehnsucht in ihr bleiben; wie groß sie auch immer war, sie hatte noch Raum. Sie hat immer Raum. — Der Himmel war wie nah herab geschwebt in diesen Tagen ... In der Weichheit einer milden Herbstluft, manchmal im Nebel, ging alles Leben der Kleinstadt so leise ... Kam man vor die Stadt, wo erst die Gärten, die vielen Gärten, mit den Hecken umgeben, beginnen und dahinter das weite Feld — — so lagen da die Tage grau im Feld und rührten sich nicht und zerflossen in frühe beginnende Nacht. Ein kleines Windlein hob wohl einmal ein paar letzte Blättlein aus den Hecken auf und ließ sie flattern. — — Wohin? wohin? — Von da aus sah die Stadt und sahen die Hügel, gegen die sie sich lehnte, aus: als trügen sie Hüllen. Die Ferne war ertrunken, die Ferne, an der einsame Kinder so schmerzlich leiden, weil sie ihnen das Symbol alles Großen, alles Unerreichbaren, alles Sagenhaften und Wunderbaren ist.

Schön ist das Aufhören der Schule an solchen Nachmittagen. So langsam, müde und ganz still ist das. Schon hinter drei, in der letzten Stunde, begann es, ach so selig müde: — die beginnende Dämmerung ... Die Seelen wiegten sich schon im Zwielicht, verträumte Blicke fanden den Weg nach draußen durch die großen kahlen Schul-

fenster in die nackten Aeste der Bäume auf dem Marktplatz, bis an die Dinge da weiterhin: die grauen alten Häuser und Mauern um verschwiegene Höfe; Dinge, die traumleis und sagenhaft nun wurden. Der letzte Unterricht schleppte sich hin; dem Lehrer war vielleicht selbst verträumt zu Mute . . . Dann klangen den Marktplatz hinunter und die alten engen Straßen der Stadt hin die vielen Schritte der Kinder, das Erzählen, Lachen der vielen Kindermunde, manchmal ein Schrei, Ruf, ein Zank dazwischen . . . Und die Straßen so still, und die beginnende Dämmerung machte alle Häuser verträumt.

„Unsere Zukunft" — mag vielleicht des Erwachsenen Herz denken, wenn sein Blick die Trupps mit einem Lächeln oder mit kühler Beobachtung trifft. Aber er wird die Zukunft da nicht schauen und erfahren. Nicht auf den Schulplätzen, wenn hunderte Kinder da spielen, rufen, lachen, schreien. Das ist Masse und eine Menge Kinder; aber Kindheit ist wohl noch anders. — O, es kann auch wohl schön sein, wenn Kinder zusammen spielen — — aber jedes einzelnen Kindes Allein- und Einsamsein, jedes einzelnen Kindes Sehnen und Hoffen, das ist die Zukunft; aber daran sehen die meisten Menschen vorüber. Der Kinder Gemeinsames ist wohl ihr Kindsein, aber nicht das Wichtigste. Des einzelnen Kindes Alleinsamkeit treibt die Zukunft.

Es war ein Junge . . . so kann ein Märchen beginnen. Vielleicht ist es ein Märchen; denn welcher Erwachsene ist da, dem sein Kindsein anders erschiene denn als Märchen. So will ich von einem erzählen, weil ich ihn kannte, ein wenig kannte; denn alle Geheimnisse eines suchen-

den, hoffenden, sehnsüchtigen Kinderherzens wird wohl kaum ein Großer je ganz wissen. Nicht weil er m e h r und größer gewesen wäre als viele andere mit ihm, will ich von ihm erzählen, sondern weil ich eben dieses weiß. Alles aber, was wir wissen und erzählen k ö n n e n, ist nur ein Winziges, ein Stückchen des weiten vielfältigen Lebens, von dem wir nicht wissen, w a s e s e i n t . . . Aber wir dürfen vielleicht glauben, daß alles, was wir sahen und schauten, ein Symbol sei von etwas Umfassenderem, das dahinter liegt . . .

So ist alles Lebens Tatsächlichkeit und aller Menschen Erscheinung der Vordergrund tieferliegender Geheimnisse . . . Und vielleicht fühlen Menschen darum aller Nebeltage, aller Sommernächte, aller blauverhüllten Frühlingstage leises Wandeln und Verträumtsein so ganz wahr, weil sie dann alles, alles anders vor sich sehen: die Bäume stehn größer auf im Nebel, durch die Verhüllung sind des Lebens Dinge und Symbole machtvoller geworden, und das Schweigen um sie ist wieder Raum, in dem ihre Stimme, die nicht nur lautlos ist, sich auswachsen kann.

Das sind Stimmungen, die auf eine empfängliche Kinderseele immer neu hereinbrechen, Stimmungen, von denen die Märchen voll sind, Stimmungen, die der Worte nicht bedürfen, um doch in Seelen groß gelebt zu werden.

Es war wohl, daß Friedemann Stiller wie ein „Held aus seiner Kammer" aus dem Hause seines Vaters am Morgen hervortrat, die Bücher im Ranzen auf dem Rükken, die Frühstücksbutterbrote in einer Dose, die am grü-

nen Band schräg übern Rücken hing, wie ein Held, der alle Welt an diesem Tage sich zu eigen machen müßte. So neu und die Seele anreizend stand alles da . . . Und war doch nur der Weg zur Schule, den er ging. Schon von den nächsten Häusern ab oder von der nächsten Straßenecke ging's zu dreien, vieren weiter. Und da war schon das Thema des Gesprächs (oder banger Vorausahnungen): — die Schule. Des Kinderlebens Alltäglichkeit heißt immer „Schule"; nie: was sonst das Leben an Schauenswertem, Wissenswertem bietet. Wie eine Zwingburg, dunkel, groß, aufragend — o großes Haus, o Haus! O kahle Fenster, o Schule! Und ringsherum lauter rätselvolle Welt, zu der es das Kinderherz sehnt . . . Und immer nach jedem Tagesschulschluß, am Nachmittag, das befriedigte, leis vergnügte Heimgehn, daß für diesen Tag die Fron geleistet sei . . . Süß sind die Heimwege im Herbst, im November, im Nebel, am schönsten vor Weihnachten, da die erste Ahnung einer kommenden großen Freude die Straßen der Stadt durchweht. Friedemann Stiller redete nicht viel mit in den Kindertrupps, wenn sie heimzogen. Er hatte es immer viel mit sich selber zu tun; auch mit der Welt oft; aber reden konnte er nicht viel. Er ging auch manchmal ganz für sich, abseits von den andern. Aber seine Augen, seine Sinne waren offen für vieles — —

Nun, im Advent, waren es die Schaufenster. Es ging ein buntes Leuchten und ein Duft von ihnen aus . . . Schon gleich hinterm Nachmittagsheimweg von der Schule glommen die ersten Lichtlein auf durch die Abenddämmerung oder durch den Nebel: die Straßenlaternen und Lichter in den Schaufenstern. Das war lieb und schön

zu sehen und zu fühlen, wie ein Licht nach dem andern durch den beginnenden Abend schien, wie das helle Auge oder das leuchtende Herz von vielen bunten Geheimnissen.

Zu Hause stand der Kaffee dann für ihn auf dem Tisch; die andern hatten dann meist schon getrunken: der Vater mit dem Gesellen und Lehrjungen und die Mutter. Da war's einsam und still in der Dämmerung der Küche ... Dann kamen die Arbeiten: für die Schule und fürs Haus. Stroh und Heu für die Ziegen mußte vom Boden geholt werden, Holz gespalten werden, vielleicht auch Schuhe oder Stiefel fortgebracht werden ... Auf der Werkstube glomm der Schustertisch im Schein der kristallklaren, mit Wasser gefüllten Glaskugeln, die gebeugten Gesichter des Vaters, des Gesellen über die Arbeit auf ihren Knien, standen im hellen Kreis des Lichtes. Er konnte manchmal lange dabeisitzen oder stehn und zusehn. In den Adventtagen aber nicht, oder nicht um diese Zeit, zwischen Nachmittagskaffee und Abendbrot; eher schon nach dem Abendessen ... da konnte er sich noch gern an den vielen bunten Pantoffeln freun, die zu Weihnachten gearbeitet wurden ... Jetzt lockten ihn die Straßen mit ihrer leicht wehenden Kühle, mit ihrem Glanz der Fenster, der auf die Straßen fiel ... Zu dieser Zeit dünkte es ihn manchmal, das sei doch das Schönste, ausgenommen die Erfüllung des Weihnachtsmorgens; und wirklich ging in diesem Erlebnis, in diesem Schauen in die unerreichbaren unerschöpflichen Herrlichkeiten der Fenster, manches Erlebnis, manche Sehnsucht seiner Seele auf. Das Wunder war immer seiner Seele größtes Sehnen und Sym-

bol . . . (wie auch immer es heißen mochte in den wechselnden Süchten der wechselnden Tage) . . . Am Rand der Ebene, in die er an manchen Frühlings- oder Sommertagen schaute, war es manchmal auf weißem Pferd in blanker Rüstung vorbeigeritten . . . Es stand im Abendrot auf, nach trüben Tagen, wie eine überglühte Burg tief im Abendhimmel . . . Es sang mit verborgener Stimme an manchen Sommertagen am Bach, am Waldrand, auf der Wiese, da er einsam lag und in das Gründunkel des Laubes und der Stämme schaute . . . Es taute aus den blassen Himmeln der Mondnächte; aus den samtblauen Sternennächten . . . Das Wunder war fast sein täglicher Umgang. Und es war nicht immer nur fern. Er baute es auch oft aus seinem Innern auf, und es war da: eine T a t, die er tun w o l l t e, ausreiten mit Speer und Roß und mit Ungeheuern streiten, Reichtum an Dingen und an Geld, das er erringen wollte in vieler Arbeit, um die Armut seiner Eltern „gut"zumachen . . . Hinter den Zeilen der Bücher, die er las, stand es oft verborgen und rührte mit Worten oder Bildern an sein Herz. Seine Wünsche saßen immer bereit, wie Tauben auszufliegen in die Ferne — bis über den Rand der Ferne, deren blauer Kreis die Felder um seine Vaterstadt begrenzte — in die Ferne der Zukunft, die unbekannt und dunkel an das Heute und Jetzt anschloß . . .

Aber die Schaufenster — o, waren es nicht n a h e gekommene Wunder? Eine Glasscheibe nur trennt das sehnsüchtige, wartende Herz davon — — und doch: so unerreichbar, wie die Ferne! . . . Und doch nicht mehr g a n z so unerreichbar! In den Schuhen, die nun manchmal

abends von ihm und seiner Schwester vor das Kammerfenster gesetzt wurden, fanden sich morgens beim Aufstehen dann wohl ein buntes Cakesstück, ein Marzipantierlein oder ein paar knusperige Anisplätzchen . . . und Weihnachten war ja nicht mehr in *so* weiter Ferne, daß man nicht auf das Erreichen einer Teilerfüllung rechnen durfte!

Wie undurchsichtige Wände in die Bereiche *der Fülle* hinein, waren die Fenster, die breiten Scheiben, vor denen er mit andern Kindern stand, oft leicht fröstelnd, mit den Händen in den Taschen, die Jacke fest geknöpft, die Mütze tief auf dem Kopf und den Schal ein paarmal um den Hals gewickelt. O ja, dies war alles nahe gekommene Ferne — —: die Feigen, Apfelsinen und Nüsse, die Marzipan- und Zuckerwaren . . . beim Buchbinder die Bücher mit den Bildern auf den Deckeln; und hinter jedem Deckelbild wieder tat sich eine unermeßliche *Ferne* auf . . . Nahe gekommene Ferne und herab geschwebtes Wunder waren: die Gewehre, Kanonen, Eisenbahnen, Malkästen und Bilderbücher . . . der lang herab hängende Christbaumschmuck, blitzende Kugeln, Engel und Tannenbaumspitzen . . . Nach langem Schauen gingen sie dann wohl langsam fort, alle Wunder leise beredend, — zum nächsten Schaufenster . . .

— — — — — — — — — —

Nach solchen Abenden war der Heimweg und die Ankunft zu Hause seltsamer Art. Wenn er in die Niedernstraße einbog, war er meist schon allein. Dann ging er die ärmliche Straße hin, die wenig erleuchtet war und keine Läden und Schaufenster hatte und blieb zuletzt vorm Hause seines Vaters stehen. Das lag dunkel, abseits von

der Straße; eine Mauer mit einem alten rostigen Eisengitter schloß ein Gärtchen gegen die Straße ab. Kein Licht war in den Fenstern, denn das Wohnzimmer war winters unbewohnt (außer Sonntags) und darum ungeheizt. Die Mahlzeiten waren in der Küche, die auch sonst tagsüber Wohnraum für Mutter und Kinder war. Nur oben im Dachzimmer das Licht der Schusterwerkstatt glimmte matt herab. Er bog hinein, die Pforte war naß vom Dezemberabendtau, und von den Bäumen des Gärtchens tröpfelte es nieder. Er trat in die Haustür, auf die große Diele; ja, das war — Heimat — aber auch nüchtern, alltäglich, und erinnerte an tägliches Tun und tägliche reale Bedürfnisse. Da krochen alle seine Träume und Sehnsüchte tief in ihn, kauerten da, hockten eng beisammen und hielten sich ganz still! —

Die Mutter war in der Küche; sie hatte das Abendessen fast fertig und war eben dabei, den Ziegen ihr Futter zu machen. Sie zankte ein ganz klein wenig, daß er so spät komme, er müsse noch schnell zum Kaufmann und einholen. Er nickte schweigend, nahm das Geld und ging. Dann, nachdem er zurückgekommen war, saß er noch eine Zeitlang neben der Schwester am Küchentisch und überhörte sich selber leise die biblische Geschichte; die Schwester saß daneben und las mit langsamer, monotoner Stimme ihr Lesestück . . . Und dann kam die Mutter mit dem Befehl: Abräumen! Wir essen!

Friedemann träumte in diesen Nächten viel. Die Menge der Anregungen, die seine Phantasie schürten, wirkte bis in den Grund des Unbewußten, daraus uns die Träume erblühen. Es war viel Liebliches dabei; etwa, daß

ihm eine Menge von Dingen zum Fest, beim brennenden Baum, beschert wurde; oder daß ihm der Bäcker einen ganzen Arm voll der schönen, gelb-glänzenden Männlein und Weiblein geschenkt hätte, mit den Korinthenaugen und -knöpfen; gebacken waren sie aus Weckteig und schmeckten zum Nachmittagskaffee ebenso gut wie in der Frühstückspause . . . Aber manchmal waren es auch drohende oder finstere Sachen, die er träumte: vergessene Schularbeiten, die auf dem Schulweg so drückten, daß er gar nicht vorwärts kam, während er von fern die andern Kinder schon zum Schulanfang singen hörte . . .

— — — — — — — — — —

Er freute sich auf den letzten Adventsonntag. Da waren alle Läden den ganzen Nachmittag geöffnet, die Leute gingen ein und aus und kauften. Am meisten auf der Langenstraße, wo die vielen Kaufläden waren . . . Und das war auch der Tag, an dem der Vater mit den Kindern in einen dieser Läden ging, nicht, um zu kaufen, — um den Kindern die schönen Sachen drinnen zu zeigen. Das kannten sie schon von klein an, aber sie freuten sich jedes Jahr neu darauf. Der Kaufmann mit dem alten blassen Gesicht, dem gelben Kneifer auf der Nase — er lächelte sie immer freundlich an und grüßte den Vater immer ganz besonders . . . Es war, als wenn man in verheißenes Land trat, nur daß man nichts daraus mitnahm. Man konnte an den langen Reihen Puppen vorübergehn — — und die Schönheit ihrer Kleider sehn — — die vielen Gewehre und Säbel, die an den Wänden entlang hingen, bewundern, und ein jedes war fast immer wieder anders. Man sah die Schönheit endloser Bilderbogen, Malkästen von einer

Größe und Schönheit, wie er sie kaum zu träumen gewagt hätte . . .

Wieder standen sie nun, wie alle Jahre, im Laden: Vater, die Schwester und er. Wieder überwältigte ihn die Menge der Dinge; wieder glomm in ihm das Verlangen — der Wunsch, die Hoffnung . . . In seinem Herzen zuckte die Sehnsucht nach dem Wunder . . . Wenn es ihn einmal überschüttete, daß seine Seele darunter begraben würde! . . . Aber die Freude des Schauens war diesmal nicht so selig wie sonst. Der Kaufmann wollte ein paarmal freundlich mit ihm sprechen: was er am meisten sich wünsche . . . ob er mit dem Christkind auch gut stände —? Aber er hörte nur halb hin, er war zerstreut und gab dumme Antworten. Es ward ihm heiß in dem Raum, und leise traten ihm Schweißtropfen auf die Stirn. Der Vater stand noch eine ganze Weile mit dem Kaufmann in einer Ecke und unterhandelte leise mit ihm; er sah es, wollte lauschen, aber es gelang ihm nicht. Und zuletzt war er beinah froh, als der Vater sagte: Nun wollen wir gehn! Draußen wurde er noch ein wenig ausgezankt, daß er so dumme Antworten gegeben hatte. Er war ganz bestürzt darüber und fing plötzlich an zu weinen. Darüber erschrak denn der Vater und fragte leise, fast zärtlich, was denn nun los sei? Ob ihm etwas fehle? Aber er schüttelte den Kopf.

Die Schwester erzählte zu Hause noch den ganzen Abend: . . . wie schön alles gewesen sei und was sie alles wohl haben möchte. Sie durften noch nach dem Abendessen etwas länger als sonst aufbleiben; der Vater las, die Mutter strickte (wie immer in solchen Stunden); und

da fragte sie auf einmal in sein langes Schweigen hinein: Erzählst du diesmal nichts von allem? Er sah hilflos zu ihr auf und stotterte —: Ich —? Und er fühlte, wie ihm die Stirn brannte. — — Dann sagte er langsam: Ach, das Schönste kommt ja doch nicht. — Die Mutter sah schnell zu ihm her, denn sie fühlte die Traurigkeit der Stimme; der Vater horchte ein wenig auf von seinem Buch, ganz unmerklich ... Wenn man wenigstens wüßte, ob aus Wasser wirklich Wein geworden ist, sagte Friedemann weiter ... Seine Augen glühten; er sah die erschreckten Blicke der Eltern auf sich; die Schwester saß dabei und verstand nichts. Es wird ja schon —! sagte er schnell, aber warum Jesus heute nicht mehr — — er könnte soviel, was andere nicht können ... Und ein paar Tränen fielen von den Wimpern herab ... Da stand der Vater bei ihm —: Junge, was ist dir? — Er legte ihm die Hand auf den Kopf. — Du brennst ja. Ich glaube, er ist krank, sagte er und sah die Mutter an. Die hatte schon das Strickzeug fortgelegt und stand nun auch dabei. Ich glaube, wir bringen ihn zu Bett und wickeln ihn ein, sagte sie. Und zur Schwester: Lisa, marsch, ins Bett, es ist schon spät genug! Friedemann stand zwischen den Eltern und zitterte. Schmerzt es dich so? fragte der Vater ... Er sann nach: Ja, ich glaube in der Brust ... Und dann zur Mutter: Kommt denn nun Weihnachten mal etwas ganz, ganz Besonderes — —? Was meinst du denn, Friedemann? — Hast du dir etwas Besonderes ausgedacht? Er schüttelte den Kopf: Ich meine nur, was ganz Besonderes, woran man gar nicht gedacht hat und was noch schöner ist als das andere, woran man denkt ...

Vielleicht! Wir müssen abwarten, Friedemann! – Ich will schnell eine Wärmflasche machen, ich glaube, der Junge hat den Schüttelfrost.

– – – – – – – – – –

Die Haustür klang und wurde laut und fest abgeschlossen (die älteren Brüder kamen nach Hause). Ein Hund schlug draußen auf der Straße ein paarmal an. Schon war es still in der Kammer. Die Schwester, bei der Mutter im Bett, war schon eingeschlafen. Vater hatte ein Nachtlicht angemacht, so war ein trübes gelbliches Licht im Zimmer. Der Vater wickelte ihn gut ein, zog ihn fest an sich – – und, leise stöhnend, schlief Friedemann ein . . . Noch schrak er aus dem ersten Einschlafen ein paarmal heftig empor, hustete ein paarmal. – – Dann aber kam Stille, und alle schliefen ein . . .

Aber ein Traum jagte hinter dem andern . . . Der Vater war ein paarmal wach, hörte ihn im Traum reden und wischte ihm den Schweiß von der Stirn.

Er träumte: er war mit seinem Schulkameraden Willi im weißen Schneewald, und sie wollten heimgehen, fanden aber den Weg nicht. Sie liefen, fielen über Steine und Baumwurzeln, die im Schnee verborgen waren, standen wieder auf und suchten weiter. Sie hörten fern hinter den Bäumen Stimmen von Tieren, und Willi sagte, es seien Wölfe; da liefen sie schneller. Dann war plötzlich da ein Hund (oder war es ein Wolf?), er kam von der Höhe herab, sie wollten ihm entlaufen, denn er schreckte sie, wenn er auch nicht bellte; aber ihre Beine waren wie gelähmt, – – sie kamen nicht mehr weiter. Sie standen

ganz still — — aber da kam auch das Tier nicht näher, entwich langsam wieder in die Ferne. Dann gingen sie wieder; hörten aber auch wieder das Bellen. Schon näher! Sie kamen an eine Schlucht zwischen zwei Hügeln und fanden einen Felsen da, in den eine schmale Spalte hineinführte. Laß uns reingehn, sagte Willi, und sie krochen hinein. Da sind wir sicher drin; nach Hause kommen wir nicht . . . Aber dann waren sie schon zu Hause! Drinnen war es Weihnachten; ein großes Zimmer, und ein Tannenbaum auf einem Tisch, und Menschen da — ja und? Ach, es war ja die eigene Sonntagsstube. — — nur, sie war soviel größer, und an den Wänden hingen nicht die Konfirmationsscheine der ältesten Brüder und die Familienbilder —. Mutter saß da und die Schwester stand bei ihr. Der Vater lächelte hinterm brennenden Tannenbaum hervor. Und das Christkind hatte Flügel und ein blaues Kleid. Jesus aber war noch extra da, ging hin und wieder und sprach: Freuet euch! Und glaubet nur! . . . Es war feierlich, und die zwei blieben an der Tür stehen . . . Sie sahen der Wunder Menge liegen: Rüstungen, Helme, Hörner und Flöten. Ja, und ein Pferd stand da abseits, das war wirklich — lebendig. Ein richtiges kleines Füllen, wie der Lehrer in der Schule erzählt hatte, daß es sie in Korsika gäbe, genau so klein. Dann blies einer das Licht aus, alle Lichter des Baumes, da fror man, aber alle waren so still. Er fühlte: warum sagt niemand was? Er wollte das laut rufen — aber er konnte nicht. Die Wände waren plötzlich weg, der Himmel schaute dunkel herab und die Sterne, ein paar; es war kalt, es blies ein Wind; sie waren wieder am Suchen —, nach Haus.

Aber schon war der Kamerad nicht mehr da; da faßte ihn wahnsinnige Angst, er stolperte eine Höhe herab, fiel, fiel in Schnee, in Schlamm, er wußte nicht, was, schrie und erwachte . . .

— — — — — — — — — — —

Um Mittag kam der Arzt. Die Temperatur stand schon ziemlich hoch. Schwankend zwischen Fieber und Bewußtsein wälzte er sich im Bett . . . Es war Lungenentzündung. Der Arzt verschrieb, belehrte die Mutter — und ging wieder. Bald darauf brach das Fieber zum ersten Male aus. Er wollte aus dem Bett, er wollte das Pferd besteigen, den Degen haben, die Armbrust, das Gewehr — er wollte fortreiten und mit einem Sack Geld wiederkommen, mit hundert Kleidern für Mutter und Schwester. Das kleine kranke Hirn ächzte unter der jagenden Last der Bilder; seiner Seele Eigenstes und Bestes, sein Glauben und seine Wundersehnsucht schrie in Bildern, in Worten, die wie Fetzen im Raum flogen und erklangen . . . Als wäre eine elementare Kraft (die aber zu gering und klein war) am Werke, das Wunder leibhaftig herbeizuholen . . . Es kamen Stunden, wo das Fieber sank, aber noch sie waren voll unruhigen Schlafs . . . Die Träume blieben . . . Und in einem solchen Traum kam ein Bild, das war wie die Wirklichkeit. Und vielleicht war es Wirklichkeit, von ihm erlebte . . . Er kam an einem Nachmittag in die Sonntagsstube und überraschte die Mutter dabei, wie sie weinend stand, die Schürze erhoben und die Tränen von den Backen wischend. Aber gleich hinterher quollen die Tränen doch dick hervor. Da war er bestürzt, beschämt fortgeschlichen, ohne sich umzusehen . . .

Dann, draußen, war er noch einen Augenblick auf der kalten Diele stehen geblieben; da hatte er drinnen Stimmen gehört. Wie die Stimme einer ganz alten Nachbarin getröstet hatte: man müsse den Mut und den Glauben nicht verlieren! — Und die Mutter hatte aus ihrem Weinen heraus gesagt, manchmal aber erscheine einem das Unglück zu viel . . . (Das war gewesen, als Bruder Heinrich die langen Wochen an der Bräune krank lag.) Nun hörte er das Weinen wieder. Er hatte es ja immer gewußt, daß sein Vater arm war. Nun klang das Weinen, er hörte die Tropfen fallen. Dann waren es Herbstabendbäume, die da tropften, und das pinkte und klingte auf die Steine oder in die Regenrinne am Haus. Stand er draußen und konnte nicht ins Haus? Stand er unter der Traufe — ? Er schlug wohl ans Fenster, er rüttelte an der Türe und niemand machte auf . . .

Und immer wieder in den Fiebertagen kamen die Phantasien vom Wunder hoch, in den Worten aber nur grob und undeutlich sich zeigend. Die Mutter ahnte davon, ahnte auch, was dahinter lag: lange, lange Kindessehnsucht. Sie stand am Bett und wartete Tag zu Tag, alle die Stunden. Wartete auf die Entscheidung, die kommen mußte und vor der ihr bangte. — —

Christabend kam leise; scheu gingen oder schlichen die Geschwister durchs Haus. Der Vater hatte ein Tannenbäumchen auf dem Tannenmarkt gekauft, das wurde heimlich geschmückt, und die Aeltesten durften dabei helfen. Die Mutter saß den ganzen Abend bei dem Kranken . . . Der Tisch in der Sonntagsstube war schon mit einem weißen Tuch gedeckt, es roch nach frisch gescheuertem Fuß-

boden, und im Ofen knisterte leise ein Feuer. Dann wurde leise der Baum hereingetragen; die Teller, für jeden einer, wurden hingestellt; aber eine richtige Freude kam nicht auf. — Die Geschenke wurden noch zurückgehalten; die Bescherung sollte am nächsten Morgen sein; so war es immer Sitte gewesen. — —

Dann kam zu später Stunde noch der Arzt; der kleine Kranke hatte gerade eine ruhigere Stunde. Der Arzt nickte: Es scheint ja zu werden ... Er setzte sich am Bette nieder ... Die Mutter sah ihn angstvoll fragend an. — Ja, liebe Frau, sagte er, man kann nichts wissen. Aber ich hoffe noch. Ich kann ja noch eine Weile warten. Mein Tagewerk ist getan, und zu Hause — Sie wissen ja, wir haben keine Kinder, da ist's still bei uns. Und meine Frau wird mich jetzt kaum noch erwarten ...

Dann saßen sie lange schweigend. — Die Kinder wurden zu Bett geschickt, der Vater legte in der Stube für den andern Tag die Geschenke für jeden zurecht. Und dann saßen alle drei in der Kammer und warteten. — Und es kam, das Fieber brach aus, der Körper wand sich, bäumte sich auf und sank zurück, — — die Augen standen in einem unirdischen Glanz; der Mund aber konnte nur noch lallen, so lähmte ihn die Schwäche des Körpers. — — Der Arzt neigte sein Ohr, um alle Worte zu verstehen ... Die letzte Krise, flüsterte er dann. Und mir scheint, auch der Geist des Kleinen kriselt ... War er ein merkwürdiger Junge — —?

Scheu, ängstlich und viel allein, sagte die Mutter ...

Der Arzt nickte ... Wenn er bis in den morgigen

Tag oder bis in den morgigen Abend hinein bleibt, können wir hoffen . . .

Und beim Weggehn —: Ein „gutes Fest" mag ich Ihnen nicht wünschen, nur, daß Ihr Kind diese Krise überdauert . . .

Dann saßen die Eltern allein beim Kind und wachten, machten abwechselnd die Umschläge, die Einflößungen — und warteten, warteten schweigend . . .

— — — — — — — — — — —

Der Morgen begann, leise, grau. Glockengeläut durch den Festtagsmorgen im ersten Dämmer . . . Die Kinder kamen aus ihrer Kammer hervor, wurden vom Vater lautlos beschenkt, standen herum und blieben ohne Freude. Die Mutter saß bei ihrem Kind . . . Sie maß das Fieber; es stand, wie fast die ganze Nacht, war nicht gestiegen, fiel aber auch nicht. —

Bis sie vor Mittag, taumelnd vor Müdigkeit, aufschrak: — Der Kranke lag auf einmal fast still. Erst überfiel es sie schreckhaft. Dann sah sie: er atmete ruhiger. Ein leiser Ruf, aus einem Glücksgefühl heraus, schwebte auf, verzitterte an den Wänden. Es geht vorüber, hoffte ihr Herz. Und dann saß sie wieder mit wachen Sinnen lange da und schaute. Der Kranke schlief endlich ein. Das Fieber sank.

— — — — — — — — — — —

Als der Arzt am Abend da war, sagte er lächelnd: Na, also! Alles gut! Fast wunderbar. Ich hatte wirklich wenig Hoffnung. Nun ist ja kaum noch etwas zu befürchten. Das andere wird schon werden. —

Wird Friedemann wieder gesund? fragte die Schwester leise die Mutter . . . Der Arzt lächelte: Gewiß wird er. Wenn alles gut geht, kann er morgen oder übermorgen vom Bett aus den Tannenbaum sehn und sich freun . . . Freude schadet ihm nicht. Sonst aber Vorsicht —! Sie wissen ja! —

— — — — — — — — — —

Und wirklich konnte Friedemann schon am letzten Festtag vom Bett aus den Tannenbaum sehn. In der Abenddämmerung wurden die Kerzen sogar angezündet, und er lächelte, im Bett sitzend zwischen den Kissen . . . Ist denn schon Weihnachten? fragte er seine Mutter. Die nickte. War ich denn weg? — fragte er weiter.

Krank warst du, Friedemann.

Und ist das Christkind dagewesen?

Ja, es hat viel gebracht. Besonders für dich. —

Warum viel für mich? —

Wohl weil es dich lieb hat, Kind. —

Er sah die Mutter an: Meinst du? Und lächelte wieder in den brennenden Baum. — Danach sehnte ihn wieder zu schlafen. Immer zu schlafen.

— — — — — — — — — —

An einem der nächsten Tage, da er schon auf der Bettdecke seine Sachen besehen durfte und nur manchmal noch ein Hustenanfall ihn aufschreckte, fragte er die Mutter: — — Weißt du, ich habe mal den Lehrer fragen wollen, ob das wirklich so gewesen sei, daß Jesus aus Wasser Wein gemacht hat. Aber ich mochte dann doch nicht fragen. Aber nicht wahr, Mutter, in den Märchen passiert doch immer a u c h etwas Schönes, was den Menschen

hilft. Da muß es wohl sowas geben. Die Mutter sagte: Ja, mein Kind, das gibt es auch. Aber das ist schwer zu verstehn. Ich hab es auch lange nicht verstanden, aber es hat mir einmal einer gesagt, die Wunder kämen alle aus der Liebe. Ob einer aus Wasser Wein macht oder auf andere Weise die Menschen erfreut. Du mußt nur warten, dann verstehst du es auch. Die Liebe kann manches wahrmachen, was man sonst nicht glaubt. — —

— — — — — — — — — —

Friedemann sah die Mutter an, sein Blick kam wie von weither. Dann sagte er: Ich hatte auch nicht geglaubt, daß ich zu Weihnachten soviel gekriegt hätte, wie diesmal. Ich hatte es nur gewünscht und gehofft . . . Aber nun ist ja soviel da.

Und er lächelte auf die bunten Dinge nieder, die da vor ihm auf der Decke lagen.

Die Winterstraße

Siehe, die Straße ist nicht tot. Ist niemals tot. Aber es gibt auch Leben, das fürchten machen kann.

Anders noch als eines Stromes leise gleitende Breite und Fülle ist eine Straße; auch sie „fließt"; auch sie läuft her und herzu und fort; — aber sie liegt auch in jedem Augenblick fest auf. Worauf? Auf unsichtbarem Untergrunde. Sie hat etwas Hartes. Und wenn man sie im Winterabend und in der Winternacht liegen sieht, im Mondschein, der weiß auf ihr liegt, als wäre weißer Sand gesät, so ist es, als atme ein Frösteln aus ihr auf. Dort aber, wo sie aus den letzten Dörfern in die trostlose Leere führt, am Rande, hinter den letzten Häusern, da fröstelt sie am meisten; schaut sie am furchtbarsten; schweigt sie am tiefsten, rast sie am schnellsten gradhin durch die Verlassenheit der Landschaft; durch eine Verlassenheit, von der doch, gleichwohl wie weiß und blaß der Mond auch scheine, kein Ende abzusehen ist. — Wer weiß, wo nach dieser leeren Heide und Verlassenheit neues Wohnen beginnt? Wer weiß das? — Er müßte wohl zuvor diese ängstende, furchtbare Winterstraße schon gewandert sein . . .

— — — — — — — — — —

An dieser Winterstraße saß am späten Abend ein Mann auf einem Stein und rastete. In einem dunklen Ueberrock saß er da, den Hut ein wenig aus der Stirn zurückgeschoben; den Stock quer über die Knie gelegt. Er hatte die

Handschuhe von den Händen gezogen, denn die Kälte war nur gering. Die Stelle, da er saß, war die Höhe einer ganz kleinen Welle, die durch das ebene Land lief . . . An seinen Füßen vorbei lief die weiße Straße, lief fernhin und verdämmerte in weißnebeligem Dämmerlicht der Ferne. Diese furchtbare Einsamkeit der Straße rührte an sein Herz, aber er sprach nichts; denn kein Mensch war ja da, zu dem er hätte reden können. Eine leere Straße kann manchmal etwas Feierliches haben, etwa eine Frühlingsstraße unter dem ersten Grün von Bäumen und in der Morgenstille eines Maitags . . . Aber eine leere Straße im Mondschein an spätem Winterabend erschüttert.

Der Mann wußte nur: dies war der Weg, jenseits der Heide hob neues Wohnen an, er würde hindurch gehen, würde die Straße gehen, und dann daheim sein. Er wollte eben aufstehen, um weiter zu gehen, als eine Stimme zu ihm nieder sprach, daß er ein wenig erschreckt den Kopf hob. Da stand ein Mann; in engen Gamaschen, in einem weiten braunen Mantel, der nur bis an die Hüften ging und den Oberkörper rund und glockenförmig umhüllte. In der Hand trug der Mann einen Stock.

Schön, wie? sprach der Hinzugekommene. Einzig, ausgezeichnet — diese Stille und Helle; kein Mensch, kein Haus und doch —

Der Sitzende sprach: Ich erkenne wohl die Schönheit; aber sie ist furchtbar und sie macht das Herz traurig. —

Eben das meine ich, sagte der im runden Mantel; aber meinen Sie nicht, daß etwas d a sein muß in der Leere, d a s traurig m a c h t? —

Der andere sah auf und schwieg.

Der Stehende sprach weiter. Etwas das traurig macht; — ich meine immer, man spürt es, so etwa — und er schnupperte in die offene Landschaft hinaus. — Sie brauchen ja auch nur zu denken: was alles hier, da, und ferne, schon war . . . und kommen wird; meinen Sie denn, weil es war und weil es erst noch kommen wird, darum sei es jetzt nicht da . . .? Ha, ich fühl es. Es atmet — es zwängt sich in den Geruch, es streicht kühl um die Stirn . . .

Was meinen Sie? fragte der Sitzende und sah zur Seite schräg hinauf. Der andere sah jetzt ebenso hernieder. Er grinste: Ha, die Menschen sind oft stumpf, wo Tiere hellsichtiger und hellhöriger sind. — Ein Pferd würde dort auf der Straße nicht weiter gehen, wo morgen ein Toter liegen wird . . . Was weiß der Mensch davon, wieviel Blut da und dort in die Erde gestampft wurde, in die Erde sickerte! Meinen Sie, eine Straße kann das vergessen? — Sie atmet es aus; noch nach einem Jahrtausend. —

Wissen Sie, daß die Straße uralt ist? — Durch die Heide, durchs Moor bis jenseit zu den Dörfern . . . Ich weiß, was Sie sagen wollen, die Straße sei vor neun Jahrzehnten neu gebaut . . . Was heißt das? Eine Decke ist gelegt von Stein und Sand; aber die Straße ist dieselbe wie immer; die Wegebauer nahmen dieselbe Richtung, die sie hatte, ehe sie fest war — nicht? — Sehen Sie, Sie wissen es ja doch. — Dies ist uralte Verbindungsstrecke . . . Nun also . . . Die Geschichte der Jahrhunderte ist hier gezogen. Eine namenlose Sache . . . ge-

wiß — und doch — meinen Sie nicht, daß man etwas davon spüren und atmen können müßte, wenn man die Sinne dafür hat? —

Der Sitzende sprach langsam, wie müde: Mag sein; ich habe sie nicht ... Der andere lachte auf; kurz, heftig. Nicht? sprach er. Sie interessieren sich nicht dafür? Er wartete aber keine Antwort ab, sondern sprach weiter: Ob es alles historisch einen Namen hat — oder geschrieben steht — ist das nicht gleich? Ist das nicht belanglos, wenn man's wehen fühlt in der namenlosen Luft? Alle die Schatten in den Boden gesunken, gestampft. Schweiß, Blut —! Ob eine Lehre gezogen kam, mit dem Banner: Ich bin die Wahrheit — oder die Gier des Einzelnen den Einzelnen anfiel ... gleich, gleich. — Ha, die Einsamkeit ist voll davon. Es geht nichts verloren ... Er neigte die Stimme ein wenig, den Mund und sprach leiser: ein Heerführer hat da unten mehr als tausend eingestampft ... haha, vielleicht um Pfähle fürs Moor zu sparen? — Ha, ich war dabei, ich sah's — es bezwang mir das Herz — wie sie die Straße gezogen kamen — und dann da hinten, dort unten: Hinein! Immer hinein in die Tiefen ... und dann weiter die Straße. — Es bezwang mir das Herz, sage ich, denn ich sagte mir: es wird die Luft ein wenig aufbessern hier in der Leere ... es ist dann doch ein Atem da, wenn auch nur von Schatten der Gewesenen; wenn auch nur von verrieseltem Blut. O nein — es ist ja unmöglich, daß man dessen nicht einen Hauch verspüren sollte, solange die Leere breit sich lagert. — Dort unten, diese kleine Senkung hinab, hundert Schritt weit, lag ein Wirtshaus, es ist verschwunden;

hätten wir einen Spaten, könnten wir graben und die Fundamente noch schnell aufdecken ... Na gleich; ich war oft da, und weiß, der Mord sucht gern die Einsamkeit ... und Gier hat einen heißen Atem. Wieviel einsame Wanderer da blieben -- namenlos geschlachtet und verscharrt — gleich — gleich ... ein Atem dessen ist im Grauen dieser Nacht. Ich fühl ihn. —

Der Sitzende war nun aufgestanden. Er wollte etwas sagen, mußte aber tief atmen und nach Worten suchen. Der andere lächelte ihn von der Seite an. Was ist? fragte er. Sie zittern ja ... Lachte und sah immer steif von der Seite. —

Der andere zitterte wirklich ein wenig, es war wie ein leichtes Fröfteln. Aber es war das Grauen, das über die Haut und durch die Seele ihm lief. Und indem er den Mann ansah, der da bei ihm stand, kam ihm ein Erinnern: daß er dieses Gesicht einst schon, vor sehr langer Zeit gesehen hatte. Und da fiel ihm auch ein, wann das gewesen war.

Da er noch ein Kind war, ein Junge von etwa zwölf Jahren, hatte ihn sein Vater im Winter, zwei Tage vor Weihnachten am Nachmittag, kurz vor der Dämmerung fort geschickt: mit seinem kleinen Handschlitten (denn es lag Schnee), diese Straße zu fahren, vom Dorf jenseit dieser Einsamkeit her, ins Nachbardorf, dessen Lichter im Rücken ihm matt glimmten ... wie damals. Er hatte der Großmutter einen frischgebackenen Weihnachtsklöben bringen sollen, und dann auf dem Rückweg vom Bäcker an der Kirche ein paar große Weißbrote und ein Schwarzbrot mitbringen sollen, sowie die neuen Schuhe für die Mut-

ter für Weihnachten vom Schuster ... Da war es dann schon leise dunkel gewesen auf dem Heimweg, als er diese Straße gefahren war, pfeifend und den Schlitten hinter sich ziehend. Der Abend war klar gewesen, der Frost aber fast mild ...

Da hatte ihn, als er schon diese Hügelwelle da herunter gefahren war, ein Bellen erschreckt, das heisere Bellen eines großen ruppigen Hundes, der hier stand, wo er mit dem Fremden stand. Das hatte er im kurzen Umschauen gesehen und war dann gelaufen, gelaufen, immerzu, bis er nicht mehr konnte.

Aber das Tier war ihm nicht gefolgt; — er ging nun wieder, zog den Schlitten hinter sich her und versuchte wieder zu pfeifen. Da, als er eben über die Steinbrücke fahren wollte, die ein Viertelstündchen vom Dorf die Straße über die Aue führt, saß da auf dem Brückenkopf ein altes, dürres Weib, wackelnd mit dem Kopf, murmelte und streckte dürre Hände aus; er stand einen Augenblick still, als müsse er horchen; dann packte ihn wieder das Grausen. Und dann tauchte es hinter dem steinernen Brückenrand auf — wie aus dem gefrorenen Schlamm der Aue: dieser Kopf, dies Gesicht, dies Lachen. — Da hatte er angefangen zu laufen, stumm, denn er hatte nicht vermocht, zu schreien. Er hatte das Weib herzu springen sehen; aber der Mann stand auf der Brücke und lachte ... Dann war es einen Augenblick still, er wandte im Laufen den Kopf und sah den Kerl den Arm recken — weit weg in die Leere hinter ihm, — das Weib duckte sich wieder nieder an der Brücke. Aber fern hinter ihm kam es gefahren: ein Schlitten, das Geläut klang durch die Stille, Pferde

wieherten einmal, und dann war das Bellen wieder da, das heisere Bellen, — — es jagte, es raste, Stimmen schrien, — er lief und lief, mußte aber noch ein paarmal umsehen; und da, auf der Brücke, hob das Weib sich auf, schwang mit dürren Armen einen langen Stecken, — wieder lachte der Kerl, sprang herzu, mitten ins Gefährt hinein, Feuer sprang aus seinem Maul; die Pferde bäumten auf, Stimmen schrien; es rang etwas im Gesträngе, schnellte empor, es wälzte sich eine wirre Masse noch eine Strecke fort, die Glocken klangen, es bellte noch immer heiser und zuletzt blieb nur dieses Lachen; dieses Lachen ... Er lief, ohne Aufhören, bis er taumelnd auf den Hof seines Vaters kam, und der Vater am Hoftor ihn auffing, als er, den Strick des Schlittens noch krampfhaft in Händen, hinsank ...

Es war aber nur ein kleiner Augenblick, daß diese Erinnerung, schnell, schattenhaft und doch wahr, erschütternd, ihm durchs Gehirn zuckte ... Er sah auf, noch immer fröstelnd, und sah den Mann wieder an ... Und wußte: er war's ... Es war kein Zweifel: er war's .. Das alte Weib würde wohl nicht weit sein und der heiser bellende Hund ... Dann glitt sein Blick auf die leere, einsame Winterstraße: hinaus, — wie um zu entfliehen. — Und da, in ohnmächtiger Wut, hob er seinen Stock und hieb auf den Kerl ein, auf den Schädel, ins breit grinsende Gesicht, ins tierische Maul, hieb, hieb; und war ihm doch, als fühle er nichts mit dem Stock, als haue der Stock in die Luft. Dann lief er schon, — wie damals als Kind, lief, lief und wieder brüllte hinter ihm das furchtbare Lachen ...

Er lief, — denn nun war wieder die Angst, das Grausen bei ihm. Vor dem gab's keine Rettung, als: laufen. Aber hinter ihm blieb's still, und da wandte er im Laufen einen Augenblick den Kopf und sah: der Kerl stand hinter ihm auf der Hügelwelle und lachte . . . schon weit hinter ihm; und da wurden seine Schritte langsamer, gingen; bis er zuletzt einen Augenblick stand und das Zittern abzuschütteln versuchte. Danach ging er wieder. Kam danach auch an die Brücke und wollte, im Herzen ein grimmiges Lachen in die Schauer des Grausens getaucht, hinüber gehen — als da wieder das Weib saß und murmelnd die Arme reckte, — da packte ihn eine maßlose Wut, er stürzte auf sie zu, hieb, hieb, brüllte, schrie und ließ nicht ab, bis sie vom andern Rand hinabstürzte; stand einen Augenblick dampfend in Schweiß und Angst und sah: der Kerl stand wieder bei ihm; stand da, im Mondlicht, grinste und sprach flüsternd: Ho du! Ho, ich bin da . . . Ha, starre nur! Lauf lauf! Ich bin immer da; und lachte wieder hell auf.

Da hob er noch einmal den Stock, aber es war vergeblich, der Arm sank ihm wieder herunter. Er lief, aber er fühlte, es war nutzlos. Er lief, aber eine Schwere war in ihm, als hinge auf ihm die Last des Kerls, als schleppe er Lasten an seinen Füßen. Und so im Laufen und immer das Ungetüm hinter ihm, kam ihm zuletzt das Weinen, durchrüttelte ihn, die Tränen liefen ihm die Wangen herunter, als frören sie auf seinem Gesicht zu Eis, so kalt war die Angst. Aber des Lebens Wurzel in ihm wand sich, zuckte; und eine Stimme schrie tief in ihm: rette! rette!! —

Da lag das Dorf, er sah die Häuser schon vor sich; ein paar Lichtlein glommen süßen Schein; die Uhr schlug vom Turm die Stunde, — er lief; aber hinter ihm war die Stimme, das Lachen. Er sah schon lang nicht mehr um — er lief erschöpft und schlug zuletzt am Weg hin; schlug auf mit dem Kopf — wohl gegen einen Stein unterm Schnee, wohl gegen einen Baum. Und lag ganz still . . . wie tief im Schlaf . . .

Ueber ihn neigte sich der Braune, ein feist-blasses Antlitz — atmete tief auf, als sög er aus dem Daliegenden auf, was ihm begehrenswert sei! Atmete, sog — ah — ah! Ha, dem Grausen entrinnt nichts! Lachte geil auf und entwich in die Leere zurück. —

— — — — — — — — — —

Die Straße lag weit und hell im Licht, die Nacht war still und groß. Der Mann am Wege lag ganz still, die Straße lief immerzu an ihm vorbei. Immerzu. Die Stunde vom nahen Dorf erklang. Noch einmal, — noch einmal. Die Nacht ward reif und schwer. Lang waren die letzten Lichter verglommen. Ein Hauch fuhr hin über die leere Winterstraße . . . das Grausen; doch nun keine G e s t a l t mehr, — die Bäume nur zu beiden Seiten der leeren Straße, als begleiteten sie mit lautlosem Schreiten das leise Fließen der Straße durch die Mondnacht . . .

Ein schöner, klarer Wintertag stieg aus dieser Nacht auf . . . Ein sonniger Tag. Und ein Sonntag . . . Als das erste Geläut klang, gingen schon Kirchgänger des Weges. Sie wußten nichts von der Nacht und dem Grau-

sen. Bis sie auf einmal erstaunt, fast ehrfürchtig bei dem Mann stehen blieben, der da an der Straße lag. Kalt, steif. Gefrorene Tränen der Angst und des Grausens auf den Wangen.

Das goldene Herz

Ein Ende war nicht. Des Landes. Und des Lebens in diesem Land. — Leben des Königs und der Seinen. Sie gehörten alle zusammen, vom König und seiner Tochter an bis zum untersten Dienenden. —

Grenzen waren nicht — des Landes und des Lebens. — Es hatte noch niemand das Bedürfnis gehabt, nach den Grenzen zu fragen. Oder bis an die Grenzen zu gehn. — — Und w e n n einer einmal gegangen wäre? Wer weiß, ob er Grenzen gefunden hätte. — Sie mochten wohl d a sein, — gewiß — sie mußten da sein. Aber es gab auch die Uebergänge. — — Und die wußte niemand — so wenig wie die Grenzen. — — Es lag alles offen da und allen zugänglich . . . Es wußte niemand von Pfählen und Steinen, die das Ende der Macht des Königs bedeuteten — — und selbst das Schloß des Königs war ohne Mauer, ohne Zaun . . . Nur daß es erhöht lag und Terrassen hinauf führten. — — Wege von der Stadt her durch Wiesen, Wälder und Parks — — und dann auf einmal stand man vor den weißen Stufen, die stiegen im Kreis von allen Seiten her an — zum Schloß hinauf. — Das lag so im Licht oben (an den schönen Tagen) nicht ganz von der Erde weg — und noch nicht ganz im Himmel. — Wenn man die Terrassen hinauf gestiegen war, trat man zuerst unter die schattigen Kronen von Ulmen, Linden, Buchen und Birken . . . Dahindurch gingen graue weiße Wege, mit wuchtigen Schatten oder Sonnenflecken be-

legt. — — Und dann war man am Portal. — Aber alles war offen — und nirgend ein Zaun oder eine Mauer. —

So war dies Land — so groß, daß es ohne Wissen seiner Grenzen und seines Endes war . . . ohne Wissen davon, wo dieses Land hinüberging in das — „Jenseits" — — in das andere — — und wie leise und unmerklich es dahinein übergehen mochte. Und so waren die Wohner da — — vom König bis zum Kinde — — sie lebten ihr Leben nur, das war nur immer das eine Leben, das gegenwärtige. Und war ohne Erinnern und ohne Wissen — — hinüber in das Vorige, in die Zukunft, in die Weite! — — Sie lebten da — — und sie hatten gar kein Bedürfnis zu wissen, bis wie weit Raum wäre zu solchen Leben. Raum für Menschen — — Raum für diese Seele, des Lebens und der Menschen — die so lebten. — — Es mußte unermeßlicher Raum sein — — und die Uebergänge waren wohl sehr fern. — — Aber wissen tat das niemand. — Vielleicht lebten es einige dumpf. — Und ich kann davon nur sprechen, weil wir doch dies Leben nicht mehr leben — der Menschen da — sondern weil wir rückschauend und überschauend treumhaft des Lebens wie eines Traums gewärtig sein wollen. — — Denn das ist ja alles Gegenwärtige: Traum. — Und darum kann auch alles Gewesene nur sein — Traum. — — Nicht aber Gewesenes. — Nicht aber Leben, nicht Wissen. — — Es war nur so —: sie lebten alle so — — taten, dachten, gruben, säten, ernteten, bauten, machten Wege, lachten Glück, sangen zum Fest — — aber es war alles kaum gewollt und gewußt — es geschah das alles eben. — —

Und wenn es geschehen war, — dann war es vorbei. — —
Und es geschah etwas Anderes, Neues — — ein neues Glück, ein neues Haus wurde gebaut, — — ein Baum gefällt, ein neues Kind kam zur Welt und ein alter Mann wurde begraben. — Das war so. — —

Sie gehörten alle zusammen, König und Diener, Bürger der Stadt und ihre Ratgeber. — — Nur daß der eine Macht hatte, die der andere nicht hatte. — Denn Macht ist nicht ein Zeichen des Königs, sondern daß er mehr vermag. Mehr lebt, umfassender zu fühlen und zu denken vermag. — Wohl vermag er das oft durch seine Macht, — — er vermag es aber auch ohnehin. Die Macht war das äußere, das andere das größere und weitere Wissen. — So neidete niemand niemandem eine Macht, die er selber nicht hatte, so fürchtete niemand eine Macht, die der andere hatte —. — so übte jeder seine Macht. Und weiter nichts. — Auf diese Weise gehörten sie alle zusammen. — Der König war der König und war geehrt und mächtig. — Er wohnte im Schloß, über den Terrassen, jenseits der Linden, Ulmen, Birken und Buchen. — Aber das war doch niemandes Widerspruch und Gegensatz — — er wohnte niemandem gegenüber. Sie wohnten alle nur u m ihn. Es wäre niemandem möglich gewesen, zu denken, e r möchte lieber König sein und der König e r — etwa ein Handwerker, einer der dies oder das tut. — —

So hätte man sagen mögen, es sei das Land „Glück", wo alles dies war und geschah — Denn es waren keine Sagen da, die hätten schmerzhafte und unvergleichliche Sehnsüchte schaffen können. — Und das Vergangene war

allezeit im Gegenwärtigen da und gegenwärtig. — Die Zukunft aber war nicht etwas, das man sich wünscht — — wie ein Stück Kuchen, wie eine Frucht, wie eine Nacht mit der Liebsten, sondern wie etwas, dem man zuschreitet und weiß: es wird da sein. —

Dennoch war etwas, außer diesen Menschen und um sie — — um ihr Leben und über ihrem Leben, Rest einer Stimmung, der nicht bis in sie gedrungen war. — So war es gestaltlos in den Lüften, rauschte wohl in den Kronen, wenn sie im Abend auf einmal im unvorgesehenen Wind erschauerten, raschelten mit den Blättern und Zweigen und dann langsam wieder still wurden. — Dann war es wohl — es ging etwas über das Land hin, über die Menschen, das nicht wagte zu sein. — Oder dem nicht gegeben war, zu sein, — weil es noch niemandem offenbar war. — Es war nicht in Worten zu sagen. Denn Worte bedeuten ja das Wissen und Haben und Kennen und Offenbar-sein — und bedeuten also das Leben, oder vielmehr schon das Gelebt-haben. — — Aber dies war erst eine Ahnung, ein sich in die Seele Sehnendes. —

Etwas Fremdes. — — Eine Blindheit . . . Blindheit dann der Menschen. Oder Taubheit. — — Vielleicht wuchs ihnen das Auge und Gehör dafür, daß sie hätten hören mögen und können. Und daß so auch dieses in ihrem Leben nun drin gewesen wäre. — — Und nun weiß ich es: — was da rauschte in den Abenden oder Nächten, das war das Nichtvollendetsein der Menschen und des Landes, — — all das andere noch, was ungelöst an Rätsel und Seele außen war und sehnte einzugehen, ohne daß Seele der Menschen entgegen sehnte, —

zu empfangen, aufzunehmen. — Auf daß nun sei — — das Eine, die Vollendung der Dinge und der Seele. — — Die große Umfassung — —: im Blick, im Hauch, im Lied, — im Wort. — —

Das Wissen und das Haben, im Herzen, im Blut. —

Das war es wohl. —

Das fehlte noch. — Das war nicht da — — und so war und lebte das Land wohl wie im Glück und die Menschen wie im Glück . . . aber wie im ersten, — unwissenden. — Es waren da die Wälder, die Wiesen, die Ackerlande, die Wege durch alles hindurch und wieder zurück. — — Und doch war ein Ueberragendes — — ein Gewaltiges — — und das sagte zu allen Menschen: — ich bin über euch allen, und außer euch allen und unter euch allen. — — Aber sie hörten es nicht. — — Sie kannten Lachen und Weinen, es starben Menschen und andere freiten. — Es geschah, daß der Blitz einen erschlug, und die Seinen weinten. — — Aber das ging alles vorüber wie ein Regen und wie ein Sonnenschein. — Die Natur und der Himmel um sie waren wie Wände, — dahinter sie noch nicht gelauscht hatten — — dahinter zu lauschen ihnen noch nicht eingefallen war. — Aber einmal irgendwann mußte ihnen das doch einfallen? Oder nicht?

Und dies war das Märchenhafteste ihres Märchens — —: das lächelnde Vertrauen, mit dem sie sich in alles schmiegten, — — sie hatten keine Angst, — wer vor Nacht in den Frühlingen oder Sommern nicht heim mehr kommen konnte, legte sich irgendwo nieder im Wald

oder im Feld und schlief ein; lächelnd, — wie ein Kind. — — Denn das gehörte zu ihrem Märchen, daß es ihnen selbst nicht wunderbar war. — Oder doch nicht wunderbarer als uns die Wirklichkeit erscheinen mag. — Und das gehörte zu ihrer Märchenheit, daß sie das Schöne l e b t e n. — — Die Sonne und die Wolken; die weißen an den Frühlingsmorgen oder an den Sommermorgen, die roten an den Abenden, das war ihnen wohl Freude, und sie lachten ihnen zu. — Oder ein Jüngling, der an einem Sonntag fort ging von Haus, und immer weiter und ohne Wissen und Wissen-wollen — wohin — — und der dann irgendwo ein Mädchen fand, das er noch nie gesehn hatte, und er nahm es mit nach Haus — — das war ihnen Freude und lachten ihr zu. — — Lachten ihr zu — am Ende — — an den Uebergängen, da dies Seltsame in eine noch seltsamere Selbstverständlichkeit des Lebens und Tages und der vielen, vielen Tage überging.

Und war niemand, der da fragte: — — Was ist denn d a — —? hinter dem Abendrot — —?? Weit, weit, — sind da die Grenzen unseres Reiches und unserer Tage und Nächte und Möglichkeiten des Lebens?

Sondern sie standen nur so vorm Abendrot und träumten. — Und lebten seine Schönheit. — — Und gingen, wenn es langsam verschwand, verblaßte, der Nacht zu und träumten auch noch deren Dunkelheit — oder eine Helle aus innen oder den Schein des Monds auf den Feldern und mit den schwarzen Schatten darin. — — Und schliefen ein und träumten das Märchen, und immer das Märchen. — — Das Märchen, — daß etwas so sei,

und immer so sei, — schön, wunderbar, tief schmerzvoll, aber daß es sei, wie es sei und nicht anders. —

* * *

Es war die Königstochter. Die ging umher, schlank, groß, mit einem Haupthaar, das grau hätte erscheinen mögen, solche Blondheit hatte es. — — Und mit Augen, die lagen tief, als kämen die Blicke, wenn sie hervortraten, — — einen langen langen Weg und wären schon etwas müde von dem langen Weg — — und glitten an den Dingen und Menschen auf und ab, — als hätten sie nicht Kraft genug, zu lieben und zu umfassen, als hätten sie ein Erwarten, daß Blicken mehr gegeben sei, — als lieben und umfassen, — — als schlummere in ihnen noch oder schon ein Ahnen von mehr, von unendlich viel mehr — — der Dinge und Menschen und von Tiefen —: hinab, hinein und — — — hinaus. Sonst war sie blaß. Und langsam in ihren Bewegungen. — Als sei ein Sinnen und Nachdenken in allem von ihr. — Sie hatte weiße Arme, und um ihre Füße und Beine, von den Schultern hernieder, hing ein Kleid! — Das war sie und mehr war nicht von ihr zu sagen — als vielleicht noch dies eine, daß sie war wie eine, die nicht teilhatte, die ausgeschlossen war, die einsam war, über die man hinweg sah, da man sie nicht sehen wollte; — die anders war, und an der nicht eine Frage und nicht zweifelhaft werden sollte das Glück des Landes, des Königs und aller. — — — Und sie war einsam, und ging und lebte einsam. — — Und ging umher wie eine Suchende — — die aber nicht sah, was da war, das Land und die Menschen, die aber

suchte — was nicht da war (wie es schien) und was doch da war — — da sie es ahnte, — da ihr die Sinne wuchsen — — in den Frühlingen und Sommern, in den milden und herben Tagen — — zu hören und zu sehen — — das andere, das Fremde — —

So ging sie umher wie eine, mit der man behutsam ist, da man nicht möchte, daß sie wirke auf Menschen und Dinge — — mit ihren Augen und ihrer Stummheit. Und dies Behutsamsein war ein Ausdemweggehn — — und Darüberhinsehn. — So war der König — — so alle die Seinen. — Und sie, die es fühlte, sah und lebte — — glitt zwischen ihnen hin — und schwand gern aus ihren Augen, — — ging einsam in den Wäldern — weniger in den Feldern, aber manchmal in den schattigen oder sonnigen Waldwiesen, — wenn sie aus dem Wald trat und plötzlich lag das Land vor den Augen, die fast geblendet dann waren von der Fülle der Ausblicke und des Lichts. —

Und dies alles war ihr gekommen, — seit sie in ihrem sechzehnten Jahr an einem Tag hinaus gegangen war und hatte den Tag versäumen wollen in bunten Träumen, — da sie hatte lachen wollen, — draußen unter den Bäumen, — hatte Blumen pflücken wollen, — und die Vögel singen hören. — — Da war es gekommen: — erst die Dämmerung und das Abendrot hinter den Bäumen, — — und ihrer Augen großes Schauen dahinein, — und dann ein Wenden — — sie hatte heimgehen wollen — — und da war sie wie geblendet gewesen, — von dem Abendrot, und hatte sich setzen müssen in das Gras unter den rauschenden, erschauernden raschelnden Zweigen und

Blättern und hatte die Augen geschlossen, um zu warten, ob ihr wieder käme das Sehen und das Wissen des Heimwegs. — — Und darüber war sie eingeschlafen. — —

In der Nacht aber war sie erwacht, — und der Wald war finster gewesen, kein Mond hatte geschienen — — und das Licht der Straße war hoch und weit gewesen. — Und da war ihr ein Bangen, — — ein leises Weinen gekommen, dem eine Stimme geantwortet hatte aus Baum und wehendem Gras im Nachtwind, — — eine Stimme aus Zweigen — und aus dem Wind. — Eine Stimme, — und sie hatte sie nie vordem gehört. — Und war keine Stimme wie ihre Stimme, sondern eben Wehen, Rauschen — aber doch Stimme und Seele. — — Denn das andere war tot — — das war Geräusch und Knarren, Biegen, Klatschen. — — — Aber da war's, — — es war etwas, das wollte heraus, und wollte Ohr und Seele — — zu hören — —

Und von da an wußte sie Tiefe — —! Wußte sie noch nicht, — ahnte sie, und sie ging umher und wartete, bis sie reifen würde — daß sie hören k ö n n e. —

Und es geschah, daß sie an zu reden fing in ihrer Einsamkeit. Und das war ihre beginnende Reife. — Sie redete. — Manchmal in Stummheit, manchmal in Worten — — in Klängen. — — Und es geschah, daß ihr Gehör sich vertiefte, und etwas tief in ihr an etwas rührte, das von außen kam — und doch das ihre war. — — Es redeten Dinge und redete die Nacht oder der Tag. — Manchmal brachen die Stimmen ab und schwiegen auf einmal und schwiegen — und sie blieb zurück in einer Leere, — vor der ihr dann auf einmal graute, da sie noch

eben das Erlebnis einer Fülle, eines Singens, eines Klingens, — — einer quellenden Tiefe und Weite gehabt hatte. —

* * *

Noch aber waren die Lieder dumpf, verworren, überquerten in ihren Teilen sich und einander, und loschen aus. — Waren wie arme Lichtlein flackernd im Dunkeln, im Wirrbunten, dessen sie nicht Herrin war. —

Und so sangen die Lieder. —

In Einsamkeit — eh ich verloren ging
In Einsamkeit —: in den verschollenen Tagen
War Glück — — wie Schlaf — —; ich w u ß t e
nicht. — Es hing
Am Kleid mir und im Haar; ich konnt es tragen.

Und doch nicht wissen — — Denn ich war so klar,
Daß ich mich noch nicht wußte; daß ich ohne
Angst war, und ohne dieses Lauschen — —; und da war
Nichts, das mich quäle. Und mein Herz verschonte

Die Nacht mit Grauen, mit verborgnem Schauen.
Und keine Tiefe war, darin mir graute
Zu fallen; keiner Stimme Laut

Hatte noch dies —: dem ich nachsinnen muß.
Auf daß ich finde, was mich sucht, und daß
Ich höre, was im Blatt und Tau und Gras
Tieferes singt und blitzt —
Es geht ein Fluß

Von außen her, und überher und her
Und durch mich hin, und weiterhin mit leise
Rinnendem Ton und Unterton — — Wie der
Verborgen ist! Versenkt im Fluß und leise

Mein Ohr streift — und verklingt. Es gleitet, flutet
Her und vorüber. Und ich bleibe leer. —
Und möchte sein: worin das alles ruhte,
Was ich nicht weiß; doch ahne — — und noch mehr —

Das Stimme hat; auf daß ich tiefer singe
Und weiter wisse: die Verworrenheit!
Der Tage und der Nächte und der Dinge,
Des Wandels; und der Starrheit aller . . . Zeit.

Auf daß im Worte mir erscheine, was ich sehne,
Denn nur das Sehnen ist das eine, das ich w e i ß —.
Mein Herz will wachsen und mein Mund, — ich dehne
Die Lippen und die Hände — — daß ich leis

Umfange und empfange . . . alles, alles,
Das noch mir außen singt, nicht in mir singt;
Ein Nachtruf, und ein Wind, und Blättleins Fallen
In mir wie in Unendlichkeit verschwingt,

Verschwingt, verschwingt . . . Ich bin ein leeres Haus,
Das sich nicht füllen will . . . Es hallen Wände — —!
Von außen klopfen Hände, klopfen Hände:
Mach auf!

Und dies war das v e r w o r r e n e L i e d:

Vordem waren meine Tage licht,
Wolkenweiß und gold und himmelblau.

Wohl — — ich staunte! Aber anders nicht
Wie in Liebe eine junge Frau. —

Wohl, ich fühlte mich wie eingesenkt
In die Wundermenge immer neuer
Anderer Tage, Stunden — und gelenkt
Von verborgenen Schicksals selig-treuer,

Weiser Güte. — — Und die Landschaft stand
Um mich her, so augentief die vielen
Dinge und Gestalten — traumbekannt
Märchenfremd und schön. — In meinen Spielen

War ein kleines Freuen, kleines Weinen;
Aber in mir etwas schlief wohl noch — —.
Klar aus Augen — wie aus spiegelreiner
Helle schaut ich. — Aber etwas s e h n t e doch.

Und der Uebergang ist mir verborgen:
Daß die Welt brach in mich wie ein Ungeheuer;
Tag und Abend, Nächte schwarz, und Morgen
Mit des ersten Lichtes liebescheuer

Rötung überm Horizont und Land — —!
Wohl — den Uebergang weiß ich nicht mehr —
Aber daß ich suche und nicht fand
Weiß ich immer. — Durch der Bäume Heer

In den Wäldern schreit ich. Ganz verworrn
Steht da alles. Hilflos, fassungslos
Steh ich jedem Ding gegenüber — fast in Zorn,
Fast in Trauer. Seltsam, wirr und groß

Bleibt das alles — — Bis sich's einst enthüllt
In die Stimme, die mich sehnt zu finden;
Der mich sehnt zu lauschen, daß erfüllt
Sei ein Lied aus Blätterwehn und Winden,

Stillem Fall der Stunden und gelösten
Tropfen, Blättlein, — müden Seel-Gedanken,
Die von der Gestalt befreit im windgeblößten
Schauern an die unheilschwere Erde schwanken. —

Und es sangen ihr in einer Nacht die Nachtbäume das Lied von der Schwermut:

Das Lied der Nachtbäume.

Dunkel ist alles. Und alles Geschehn
Steht und geschieht — zwischen Dunkel und Licht; —
Getaucht in ein dunkles Vorüberwehn,
Gehoben aus dunklem Erdgrund. Es bricht

Ein Finstres auf — und da strahlt, was ist
Im Tag! Und stehn in den Nächten die Massen
Der Wälder und Berge; darüber ist
Ein Fernes. Licht. — Aber was weht, macht sie alle
verlassen. — — —

Schwermut wächst . . . denn Dunkeles weht
Ueber dem Wachsenden . . . Liebe und Licht
Sind in die Trauer gebettet, die nicht
Die Stimme weiß, die redet und weht;

Weht . . . geht durch die Kronen, und blättert fein
Im wirren Laub der grundgehobnen

Dunklen Bäume — — traumverwobnen
Zweige — — und geht und läßt uns allein — — —

* * *

Dies waren die Lieder. Dies war der Beginn ihrer Vollendung. — Und sie ging danach zurück zum Schlosse — — die Terrassen herauf, zum Portal, vorbei an den Dienern und Wartenden am Tor und an den Türen, auf den Gängen — wie ein Schatten, kaum sichtbarer, durch sie alle hindurch, bis zu ihrem Zimmer, hoch auf der Spitze, von wo man weit sah, bis an das unbegreifliche Blau der Horizonte, und wußte, daß nun etwas geschehen müsse; daß etwas bevor-stehen müsse — daß es vielleicht schon stehe vor den Grenzen des Reichs — wie es vor ihrer Seele stand, — vor den Toren ihres Leib-Hauses und wollte hinein und wollte beginnen — das neue Leben. — Und wer weiß — ob nicht, was heute noch an den fernsten Grenzen des Reiches stand, nicht morgen stehen konnte vor den Toren des Palastes und Einlaß fordern. Und als sie so da oben saß, — kam ihr, — und ihr als erster und zum erstenmal, — das Bewußtsein, daß sie alle doch in einem Reich wohnten, — das einmal zu Ende sein müsse. Und daß fern — zweierlei sein konnte: entweder ganz leise Uebergänge oder ein Zaun oder eine Mauer oder Pfähle, die bezeichneten die Grenze (— — der Macht und des Seins — —) Aber sie hatte nie davon gehört — — ob so etwas sei —. Und sie w u ß t e, daß niemand davon etwas wußte — — und so dachte sie, es würden wohl — Uebergänge sein — — wie vom der aufgeblühten Rose auf zu deinem Gesicht — — oder

wie das Rot des Himmels sich ganz allmählich verliert in die Bläue der Höhe. So ähnlich. — Und nun saß sie da oben in ihrem Zimmer (sie hatte es sich einst als besondere Gunst von ihrem Vater ausgebeten) und sah hinaus. — — Sie konnte weit sehen, das Zimmer hatte Fenster nach allen Seiten und war rund — sie konnte sehen — — über die Wälder fort und über den See, über die Ebene — — bis wie weit? Das letzte war ein letzter Duft und Farbe — — aber schon so zart alles — wie ein letztes Atmen. — — Und da war's: sie stand auf und legte ihre Hände vor das Gesicht — — und stand ganz still. Und es hätte niemand sagen können, ob sie weinte oder nicht. — Ob sie bloß tief in sich selber zurückflösse — — und bei sich selber nun still wäre. — —

Dann — hob sie ihr Gesicht mit einem schmerzlichen Lächeln aus den Händen und sah noch einmal hinaus; — — es war aber schon die Dämmerung gekommen, und da setzte sie sich in einen Stuhl und fing ganz sacht an zu summen. —

Und dies war das Lied, das sie summte, und es war:

Das Lied der Ferne.

Geht ein Weg zu dir, blauendes Weit?
Tief in den Himmeln verdämmernde Ringe! —
Reif meiner Sehnsucht, die, unbefreit,
Sehnt dich zu sprengen. — Engende Schlinge,

Fessel des rastlosen Wollens —: hinaus
Ueber die Grenzen, die dämmernden Kreise —.
Aber leise bei mir zu Haus
(Hinter Abend) endet die Reise — — —

Meine Sinne sind wieder hier!
Ihr — —: die ferne-duftigen Weiten,
Was uns trennte — Seele und ihr
Litten die gähnenden Zwischenheiten?

Litt ich sie nicht? Und waret ihr n a h?
Lagt ihr weich um mich, um meine
Atmende Seele? — War ich da
Euch verbunden?
Ich weiß ja keine

Straße zu gehn ins Unermess'ne,
Aber einmal — — ahnt mir — — gehn
Uebers Heutige, übers Vergess'ne,
Unsere neuen Leben hin:

Meine Sehnsucht hat Ziel gefunden:
Da sie ziellos schaut. — Des Lichts
Fliehenden Säumen, — sich weitenden Runden
Jagt sie nach und taumelt ins „Nichts" . . .

Das war das letzte Wort: „nichts!" — Und es erschütterte sie in diesem Augenblicke so sehr, daß sie weinen mußte, — — denn sie hatte wirklich nichts gefunden — als daß ihre Sehnsucht ohne Ziel sei. — — Aber dann war es dunkel geworden im Zimmer, denn draußen war es dunkel geworden, und die Ausblicke durch die Fenster erreichten bloß noch die nächsten Dinge schräg unten — — Kronen der Bäume, die kühl im Abend herauf schauerten, und ein paar dunkle große Vögel, die lautlos vorüberschwebten . . .

Da schloß sie die Fenster und setzte sich wieder in einen

der großen Stühle — lehnte den Kopf zurück und fing an zu denken . . . Aber das Denken ging in eine Stille und Leere über, sie war ganz still, und nur ganz von ferne kam es ihr noch zum Bewußtsein, daß sie am Einschlafen sei . . . Aber es war alles so wohl und gut, — — und da, im letzten halbwachen Atemzug, wollte sie noch etwas sagen. Es war alles so seltsam, und es war gar nicht zu sagen wie das kam, daß das, was sie sagte, „Mutter" hieß. Sie sprach. Und schon schlief sie.

Gewiß war es wohl seltsam, — daß sie mit dem Ruf und Gedanken „Mutter" hinüberglitt in die große Beseligung des Schlafs. — Denn es war so selten, daß sie daran gedacht hatte, daß sie ihr ins Bewußtsein gekommen war. — Denn gehörte sie nicht zu denen, die nun einmal gegangen waren? — Und w e n n schon einer gegangen ist, und ein Gedenken das einzige ist, was von ihm bleibt, ist es dann nicht gleich, ob dies Gedenken klein oder groß ist? War nicht schließlich all ihr Sein ein großes Gedenken und immerwährendes Da-sein der Mutter? In ihrem Leib und in ihrem Blut? — Aber es war schon so, — sie hatte kaum ihrer gedacht — — und nun seit langer Zeit zum erstenmal wieder im Einschlafen. —

Sie träumte aber dies: —

Die Mutter lag so, wie sie sie hatte liegen sehen — — und dies Gesicht war ja ihre einzige Erinnerung an die Mutter, das einzige Bild, das ihrem inneren Schauen erreichbar geblieben war, — denn sie war damals noch klein gewesen, als die Mutter ging — und sie lag da so, wie zum letztenmal, — die Arme und Hände glatt neben sich, leuchtend bleich — wie Winter, und nur das Haar blen-

bend schwarz, wie Nacht. Und es war nicht zu sagen, wo sie lag — sie lag einfach so da — — im Raum. — — Und war weiter nichts da ... Wenigstens sah man nichts rings, oder aber auch: die Augen vermochten weiter nichts zu sehn — — als das eine Bild. — Und sie selbst schwebte darüber, mit Flügeln — als Vogel und sah herab auf das Bild der Mutter und sah es an; und es war starr, und die Augen waren offen und blickten ganz starr, ganz leblos in den Raum. — — Und sie schwebte darüber und sang ein Lied. Das hieß: ich habe dich gesprengt — — Fessel meiner, ich wuchs über dich hinaus. — Dies Lied sang sie immer wieder — — wie in den Frühlingsmorgen ein Fink oder ein Stieglitz singen mag. — Und dabei schwebte sie immer höher, — — fast wie eine Lerche ... und die Mutter, das große weiße Bild im Raum versank immer tiefer unter ihr, und es war schwer im Traum zu wissen, wie es nun eigentlich war — ob die Mutter sank oder ob sie höher hinauf schwebte. — — Und dann war sie allein, — — und da hörte das Lied auf. —

Aber etwas anderes begann, und das war eine Stimme aus ihr. — — Und davon erschrak sie bis ins Bodenlose im Traum, denn die Stimme in ihr sang — —: du bist meine Fessel, du bist, das mich hält, aber ich will sein, und will außer dir sein — — und ich will dich sprengen. — —

Da erwachte sie nun von dem Traum, langsam. Sie wickelte sich mühsam aus den Umstrickungen heraus, — und stand plötzlich aufrecht mit wirren Augen da. — Und dann war ihr alles gegenwärtig. — — Und sie setzte sich wieder, um noch darüber nachzudenken. — —

Wie war das: Und war das so? Lag da Sinn drin? Lag nicht ein ungeheurer Sinn drin?? Ist das nicht auch ein ganz endloser grauenhafter Weg von Mutter zu Kind und immer so weiter? Und immer sprengte eins das andere, war groß und reif und ward gesprengt — — bis zu welcher Unendlichkeit des Lebens und Seins waren sie schon gekommen? — War es nicht so, — — als wenn sie die Ringe des Horizontes sprengen wollte? Oder als wenn sie, oder als wenn etwas in ihr die Wände sprengen wollte, — die nicht zu ihr durchließen das Lied und die Stimme der Dinge? Und die Stimme alles Unsichtbaren. — Denn es war für sie keine Frage mehr, daß etwas da war und Stimme hat, deren wir nicht bewußt sind, deren wir nicht in acht nehmen. Das unsichtbar ist — — und das sich vielleicht müht, uns zu erreichen und doch noch nicht zu uns kommen kann, da wir ihm noch nicht entgegen gehn. —

Da ging fast lautlos die Tür auf, — — im Rahmen stand hinter hellem Licht eine lächelnde Gestalt — — und setzte leise eine Lampe nieder und verschwand. — So war nun auf einmal das Zimmer im warmen Schein. Und da stand sie auf, denn sie entsann sich, daß sie sich schmücken müßte zum Fest, um hinab zu gehen, zum Mahl. Denn dies war ein Tag, der gefeiert wurde — auf des Königs Wunsch — von ihm und den Seinen und seinen Getreuen. —

* * *

Aber ein Ende war nicht. Des Landes und des Lebens in diesem Lande . . . Das Leben mochte irgendwo erzittern in großer Einsamkeit, wohin niemand zu gelangen sehn-

te. — — Ein Abschluß des Reichs war nicht. Wer von außen kam — wie sollte der wissen, daß er im Lande war, — hinein gekommen von außen her, aus einem andern Land? Er war eben auf einmal drin. — Und wer hinaus ging — — war auf einmal draußen, — — bis er am Meer oder an der Wüste oder sonst wo dran merkte — — daß er nun außer Landes war. W e n n er's merkte — — Es hätte auch sein können, daß er's gar nicht merkte. Denn alle, die in den Jahren als Einzelne gegangen waren, waren niemals wieder gekommen, sondern verloren gegangen in der großen Unermeßlichkeit. —

Ein Ende war nicht sichtbar, — — es gab weit irgendwo die Heide, und ein verlorenes kleines Leben darin — selten — von Menschen und Tieren — es gab das Meer und das Fahren einsamer Schiffe auf dem Meer. — Es gab die Wälder, die Sümpfe, die Eisfelder, — und die sonnigen Gärten weit, weit mit den fremden Gesängen — — Städte in blauer Dunkelheit, — — Städte — wenn man die Flüsse hinab fuhr — mit Türmen und Zinnen vorm Abendrot — — mehr war nicht zu sagen. —

Und der gestanden hatte an des Landes Grenze — — und der hineingegangen war, kaum wissend, daß er in ein anderes Land ging — — der Fremde, der Einsame — — kam wie ein Schatten, durch die Nacht her, kam und kam, und war auf einmal da.

Er stand in der ersten Morgenfrühe nach dieser Festnacht vorm Schloß im rieselnden Dämmer und lauschte hinauf. —

Es war so vielem zu lauschen — da draußen unter dem Schatten der Ulmen, Linden und Birken, — —

dem erschmelzenden Freudenlärm des Festes, dem ersten Licht, das jenseit der Wiesen im Osten, über dem jungen Hain, sich hob — und dann war die Sonne da — —! den beginnenden Vogelstimmen, — — der Drosseln, der Spatzen, Finken, — des Pirols, der Stieglitze — und der von der Nacht her immer noch singenden Nachtigall. — — Sein Gesicht lauschte empor — — unbestimmt, — verträumt, ungewiß — mit einem Ausdruck, der fast wie Lächeln war. —

Und indem er so stand und lauschte, trat aus einer Tür, aus dem Dämmer einer Tür, eine hohe weiße Gestalt, — gerade auf ihn zu. — Und das war, als müßte es so sein. Und als sei das so verabredet. Und war kaum eine Verwunderung auf den Gesichtern der beiden Menschen, des Mannes und des Mädchens. — — Als sie nun auf einmal voreinander standen — — als hätte das Lauschen des Mannes gar keinen andern Sinn gehabt, als diesen leisen Schritten zu lauschen, die nun auf einmal vor ihm still standen. Und im Gesicht des Mädchens war ein Suchendes, — als hätten ihre Schritte keinen andern Sinn gehabt, als hier diesen Mann zu finden, der da stand. —

Dennoch war erst ein suchendes Hineinfinden-müssen, als sie so voreinander standen. — —

Du bist — —

Er sah sie an, als verstände er nicht. — Mein Name, sprach er — —

Aber sie winkte mit der Hand durch die Luft: — — Du bist weither — —

Er zuckte die Achseln. — —

Fremd, meine ich, sprach sie. — — Nicht hier — —? nicht hier, nicht ein Mensch von hier — —?

Er nickte — —.

Woher?

Ich weiß nicht . . . — — Ich kam nur so her — —

Woher — — woher — —?

Er zeigte mit der Hand. Da sah sie, daß er aus dem Abendrot gekommen war, aus dem großen Ring, dem sie ihr letztes Lied gesungen hatte. — — Gestern! Also hatte er da gestanden, am allerersten Beginn des Reichs, wenn es den gab — — dort weit, wo die leisen Uebergänge sind. Und nun stand er schon hier, vor den Toren des königlichen Hauses. — — Was willst du? Was bringst du?

Er lachte: Ich weiß nicht. Ich habe mein Herz und meinen Mund, — — ich kam so her. — Was soll ich wollen? — — Ich verstehe das nicht. Ich habe nie etwas gewollt. Ich komme überall nur so — — So von selbst. — — Und dann bin ich dabei. —

Sie stand und sah vor sich hin. — — Dann sah sie schwer auf. —

So lange ich denken kann, sprach sie langsam, ist niemand gekommen. Wir leben hier so . . . Sie murmelte noch etwas, er verstand es nicht, und es verlief sich in Schweigen. — —

Also aus dem Abendrot, fing sie dann wieder laut an. Jaja. Und dann mochte es ihr seltsam vorkommen, daß sie im ersten Licht mit einem Fremden allein stand. — — Und sie wandte sich ab. Wandte sich aber doch noch einmal um und rief leidenschaftlich: Bist du's oder nicht?

Er lächelte verlegen. Ich weiß nicht —! Wenn ich nur wüßte, w a s du meinst — —

Ja doch. Ja, sprach sie. Du kommst aus der Ferne — ja?

Ja!

Und bringst nichts?

Doch! Ein Lied, denk ich.

Also! — Sie reckte sich. — — Hast du Stimme? Ja! — Geh! Geh hinauf. Tritt ein, oben, — — dort, dort — — du hörtest die letzten Stimmen; bei ihnen — ich bin fortgegangen und fand dich hier. — Geh hinauf, klopfe nicht an, tritt ein bei ihnen und rufe in ihr Einschlafen: Ich bin's! die große Ferne. — Ich bin's! die Stimme. — — Hinauf. Geh!

Sie ging schon, — die Stufen hinunter, in den Garten, und verschwand hinter den Büschen. —

Er stand noch einen kleinen Augenblick und ging dann hinauf. — —

— — — — — — — — — —

Es war schon fast Mittag, als sich die zwei wieder begegneten — an einer Fontäne im großen Garten, — und da trat er ihr entgegen und sprach: Ich tat, was du sagtest, — und ging zu ihnen hinein. — — Aber meine Worte waren vergeblich; sie schliefen schon alle. —

Und nun bin ich da, daß du mir sagest, was ich weiter tun soll. — Du gabst mir den ersten Befehl — ich denke, du bist hier die Herrin. So gib auch die weiteren. — —

Sie aber hob die Hände und wehrte. Nein! Nein!

Doch! sprach er lächelnd und sah sie tief an. — —

Sie schauerte vor dem Blick. Nein! Nein! rief sie. Ich weiß nicht. — Geh! —

Und ging schnell fort. Als fliehe sie vor ihm. —

— — — — — — — — — — — —

Hiernach aber waren die Tage wie vordem. Nur daß manchmal hinterm Untergang der Sonne, im beginnenden Abend, — oder mitten in der Nacht, oder in der Morgenfrühe etwas sich erhob und schwebte. — — Schwebte über dem Land, — über dem Schloß, — über den Gärten, überm Dorf, über den Stadtmauern. — Ein Lied, ein silberweißes Lied. —

Nur daß manchmal ein Auge, ein Ohr sich hob, aus anfangendem Schlaf, aus besonnenem Schlaf, — und hinaus horchte. Horchte und wieder einschlief . . . Auch sie hörte es in ihrem runden Zimmer. —

Und sie hörte, daß in diesen Liedern etwas war, das sie selber gesungen hatte in i h r e n Liedern. Aber dann: noch mehr! Und Fremdes! — Und fast meinte sie Feindliches. — Aber es k l a n g! Und so überwältigte es sie. Und sie wußte, daß da nicht zu widerstehen sei. —

Er war also noch da. — Man sah ihn nicht; oder kaum. — Sie war ihm seit dem Tag nicht wieder begegnet. Aber man hatte das Gefühl, daß es fremd, sonderbar durch die Büsche, durch die Gärten, Parks und verworrenen Wälder glitt. — Daß da etwas war. Schattenhaft. Noch nicht zu nennen. —

Es w a r ja auch ohne Namen. — Selbst sie, die ihm sogleich nahe gegenüber gestanden hatte, hatte ihn n i c h t danach gefragt. —

Und eines Nachts, da ein Lied wieder in den unteren Gärten klang, glitt sie hinaus. Hinunter. Die Stufen hinab, die weiß im Schatten und Mondlicht lagen, durch die Wege, — bis zu der Stimme — und stand leise und licht da und sah ihn an. — Da machte das Lied noch eine zitternde Kurve und schwieg. —

Und von dieser Stunde an trafen sie sich täglich. In den Abenden, oder in den Nächten, oder am frühsten Morgen, oder im schwülen Mittag, oder an den Regenstunden — —: unter den Tannen oder unter dem undurchdringlichen Blätterdach einer tausendjährigen Buche.

— — — — — — — — — —

War ein Klingen in die Landschaft gekommen? In die Herzen? — —

Es waren doch die Gärten wie vordem. — Die Gestalten von Stein standen wie vordem. — Die Brunnen rauschten. — —

Aber es war n o c h etwas — — darüber, darin — man wußte nicht. Es w a r da. —

Die Wälder waren verworren wie vordem. — Wenn das Abendrot fern hinter den Stämmen verschied, war etwas Unsagbares. — Die blauen Schatten zwischen den Stämmen, ein beginnendes Wehn? Das fallende Dunkel? Man weiß nicht. — Im Gras und Gestrüpp suchte der Fuß Weg — fand Lichtungen, wo etwas übers Gras strich — wie eine Hand. — Fand Teiche in Senkungen, schwarz, glatt, unbewegt, — — Bäche glitten durch Gras und Moos und unter hängenden Wurzeln. —

Was war denn? — Aber er lachte nur und sang. — Küßte sie, die aus heißen Augen zu ihm aufschaute, daß

sie erriete — — das Geheimnis. — Er konnte es ihr aber nicht sagen, denn noch verstanden sie sich nicht.

Sie wußte nur, daß er es hatte. —

Hast du es denn nicht? sprach sie. Du hast es doch! —

Ja, was denn? Sieh doch, ich lebe nur so. — — Mir ist es im Innersten wohl. —

Ja, aber hast du nie Weh? — Schmerzt dich nichts?

Ich? Ich kenne mich nicht. Ich lebe nur so. —

Kannst du denn weinen? Die Hände irgendwo hinstrekken?

Vielleicht. Ich glaube, ich tat es einmal. — Aber es ist vielleicht vorbei. — Sieh doch, sieh doch, ich lebe ja und küsse dich — — und alles andere ist nicht. — —

Aber ich — — sprach sie. — —

Da sah er auf sie. Es war im Mondschein. Und da sah er ihre Blässe. Da sah er alles. —

O du! sprach er und beugte sich über sie. — — Was denn? W a s denn? Ich will es ja so g e r n e verstehen! —

Ich meine — zögerte sie durch ihre Hände hindurch, die vor ihrem Gesicht lagen — — ich meine, was in dir ist — — weich oder hart — tief oder nicht — —? Aber ja, es i s t ja tief, — — und weich! Ich höre es ja aus deiner Stimme. — Aber, — weißt du nichts davon? Und kannst es mir nicht sagen? —

Er mußte nachdenken, er dachte lange nach. —

Ich glaube, ich kann etwas sagen, — sprach er. — Ich habe eine Stimme, die singt. Bin ich das? Ich weiß nicht. Immerhin, die Stimme ist da. — Die Stimme singt Lieder, die kommen aus dem Herzen. Aus dem Blut. — —

Gewiß, woher sollen sie kommen als aus dem Blut? — Ist das mein Blut? — Und was ist das: Blut! — Aber sie kommen daher. — — Das bin ich wohl. — Wohl. Oder: dies ist **in mir**. — — Noch aber ist da Auge und Ohr. — Und ist da — — Welt. — — Ich weiß. — — Beides sind Tore **in** der Welt und Tore **aus** der Welt. — — Was tiefer hinein geht, weiß ich nicht. Vielleicht das Auge. — — Wohl, ich hatte Schmerzen! — Es kommt mir wieder, aber es ist lange her. — Da ging das alles nicht so weit, — — der Blick aus mir und die Blicke der Welt in mich. — Nun aber ist das wohl vorbei. Ich — — verstehe die Welt, — aber ich sag niemals: nein! Verstehst du mich? Ich vermag überall zu lauschen. Ich vermag überall zu schweigen. —

Obwohl du soviel singst?

Ja. Obwohl. — Denn was ich singe — — das ist mein. Wessen ich aber lausche, wessen ich schweige . . . das ist das andere. — — Wenn es **danach** in mir wohnt — — mag es auch singen. — — Aber bis dahin kann ich vor ihm schweigen. — — Siehst du nun, wie wundervoll verworren alles ist — —? möchte es auch noch so licht und offenbar sein? Beides ist doch da: Lauschen und Schauen. — — Erkennen und — — ein Gesang. —

Hiernach saß sie lange und sah in ihren Schoß. — — Dann stand sie auf und gab ihm ihre Hand — und den Arm und sprach: Es ist gut. — Führe mich heim. — Es beginnt. Es beginnt licht zu werden. Führe mich heim.

— — — — — — — — — —

Er sang:

Die Lieder am Brunnen.

Wo ist das Ende? Wo war der Beginn
Des Wasserrauschens in der Sommernacht?
Wo ist die Stunde, die mich hergebracht
Bis an den Brunnen? Welches ist der Sinn,

Daß ich hier sitze? Einer Liebsten warten?
Und kommt sie nun, ist dann das Lied nicht mehr?
Es stehn die Dinge schwarz im blassen Garten . . .
Das Lied ist fremd; die Dinge waren schwer.

Ich kam gegangen, und ich hab gesessen –
Lieb ich die Dinge, die so seltsam sind?
Ich w a r wohl schon; und habe mich vergessen . . .
Was von mir blieb, nahm wohl der späte Wind?

Wie wird das neu, wenn man sich so verlassen! –
Die Dinge neu, die Nacht, das Brunnenlied. –
Die schweren Bäume und die düfte-blassen
Blumen der Beete . . . Und das Brunnenlied

Ist also tief, als käm es aus dem Herzen
Der Erde und der Nacht. Es rinnt. Sein Klang
Ist kühl und mächtig – – Ohne Lust und Schmerzen
Sitz ich und lausche selig dem Gesang. –

•

Es quillt aus einem schwarzen Schacht,
Es glitzert durch das blaue Dunkel;
Verspritzte Tropfen sind wie Funken
Kühl löschend in der Sommernacht . . .

Das Lied hat grundlos tiefe Stimme,
Es ist das Lied der Wiederkehr . . .
Ein Lied, das, weder leicht noch schwer,
Sich nur erfüllt — — im kühlen Rinnen.

Was ist zu tun, als daß man sitze,
Wie Schatten sitze, denke bloß —
Und schaue, wie die Tropfen blitzen:
Wie Funken in die Schatten spritzen. —
Was ist zu tun, als daß man l o s

Sich lasse, in der Flut zu schweben
Der blauen Nacht — und höre bloß
Dem Liede zu; bis daß es lebe
In mir — — und sei in meinem Schoß

Empfangen und hinab geronnen
Und sei nun da; und klinge so
Durch mich — und aus mir, wie im Brunnen
In Schattenhelle — — immerzu!

Aber noch verstand sie ihn nicht ganz in seinen Liedern und sang ihm an einem Mittag an der Fontäne i h r Lied: —

Bei diesem Brunnen sann ich viel und lange . . .
Und atmete verstäubten Wasserduft —
Und hielt mein Herz hin leichtem Tropfenklange. —

Im Winde schwankten schön die Tropfenfluten —
Und wohl geschah es, daß mich's überfiel
Und feucht ins Antlitz schlug wie weiche Ruten — —

Bei diesem Brunnen sann ich viel und lange,
Und Dinge, die ein Herz so bald vergißt –
So selten sind sie, und so flüchtig ist

Ihr Leben und ihr Nachduft. Kühl und träge
Sann ich bei diesem Brunnen lang und trug
Des Wassers, der Minuten Tropfenschläge – –

Und sann den Traum und daß ich hilflos sei
In allem Glück – und daß in aller Stille
Und Tatenlosigkeit ein Wort, ein Schrei

Gemauert sei – und daß ich tuen lasse
Mit mir und meiner Seel und mich versäume
Und wie ein Bild sei, das in Zeit verblasse – –

Daß ich das Leben nur von fern begleite,
Und daß zur Tat nicht Kraft sei in Gelenken,
In Hand und Herz – – im Fuß nicht Kraft zu schreiten

Und im Gehirne nicht – –: sich aus-zu-denken –
Und in das Leben, in die Tat zu leiten –
Noch – sich verneinend in das Nichts zu senken.

In einer Nacht sang er:

Was frieren die Statuen in der Sommernacht
Und im Mondschein?
O mein Herz schritt durch die Sommernacht
Wohl allein – –
Ging ich an Gestalten hin so sacht
Und die Seelen waren alle – – Stein. –

Frierend standen sie und sahn mich an.
Hilfst du uns, einsamer, fremder Mann? — —
Eins nur tu uns Liebes: — sieh uns an . . .!

Froren da in ihrem nackten Stein —

Froren da in Einsamkeit. —

Wohl, ich sprach mit ihnen; ganz allein:
Seid befreit. —

Wohl, ein Hauch ging über sie und fand
Ihre Schönheit blühend. — Ging und schwand. —

Bei mir ist das Lied schmerzhafter, sprach sie leise hiernach zu ihm. Und sang darauf:

Der verlassene Garten.

Wenn in den träumenden einsamen Gärten
Die weißen Statuen hinter dem Grün
Schon blasser werden,

Wenn schon nieder vom Baum über Büsche und Strauch
Es schwebt wie ein blasses
Tuch — Schleier — graudunkler Hauch —

Fängt eine Stimme an in den Tiefen des Gartens zu singen,
Und der silberne Brunnenstrahl
Hört auf zu steigen, zu fallen, zu klingen. —

Dann steigen die Statuen von den Sockeln nieder.
Und gehen Wege — da das Grün wächst im Kies
Des verlassenen Gartens. — Gehn hin und wieder,

Und zwischen dem Dunkel der Büsche leuchten die blassen
Glieder. –
Die Stimme singt. Sie singt bis hinter Mitternacht. –
Es duften die wilden Nelken. Syringen und Flieder. –

Sie gehen der Stimme nach ... Ach, wer sie fände! ...
Sie gehen irre und finden sie nicht. –
Und alle Statuen haben ein Sehnen in ihrem Gesicht
Und dehnen die Hände. –

Die Stimme singt noch ... Sie hört nicht das Schreiten
Der vielen Füße zu ihr auf den vielen Wegen
(Die finden sie nicht). – Die Töne legen
Sich wie Tau ins nachtdunkle Grün, in die horchenden
Zeiten

Des kurzen Erwachens. – Hinter Mitternacht
Schweigt alles. Die Gestalten stehn wieder
Auf ihren Sockeln. Der Garten liegt tot. Nur sacht

Wehn Kronen im zartesten Nachthauch. Und ein Sehnen
– das wacht. –

Er sang in einen lichten Tag:

Die Schatten überdecken
Den Sonnenweg, der geht
Im Gras und an den Hecken
Entlang – in Blättern weht

Ein allerliebstes Singen,
Ein Stimmchen liebe-fein;

Es will aus Dunklem bringen
Ein Seelchen in den Schein. –

Ein Wölkchen geht im tiefen,
Tiefblauen Himmel mit.
Die Sonne und die Schatten
Umwehen meinen Schritt. –

Ich bin hineingewoben –
In Schatten, Sonne, Wind. –
Das weiße Wölkchen oben
In lauter Blau . . . zerrinnt. –

Das Regenlied.

Da wir sitzen nun so eng zusammen,
Und der Regen um uns grau hersteht –:
Hörst du's singen – Tropfen! – In den Tannen

Unter Dichtem w i r – und oben steht
Dumpf ein Ton in Kronen, und das Lied
Grauen Regens, das so kühl hergeht:

In die Seele. In das Blut. Es sieht
Wie verhängt dein Auge – in das Trübe –
Suchend, was das Trübe von uns schied –.

Tiefer suchend, schmerzvoll, und als grübe
Es im Dämmer, der schon leise schwebt –,
Nach dem Lächeln – nach der Sonne, nach der Liebe –

Nach Lebendigem – das – – z u v o r gelebt. –

Aber laß! und hör die Tropfen singen,
Hör den Wipfelton dumpfrauschend oben. —
Sieh, du möchtest in das Innen dringen,

Und du weißt nicht, wie du schon verwoben
Bist in alles . . . Daß aus tausend Dingen
Dein Herz spricht — und kann nur — — sein! und loben
Alles Sein — —: in Blutes leisem Singen. — —

* *
*

So war etwas Neues ins Land gekommen. Und es konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. — —

Und es konnte auch nicht verborgen bleiben die Liebe der zwei. Und die ja erst recht nicht. — Es kam vor den König. Aber der sah mit versunkenen Augen darüber weg und winkte ab. — —

Dennoch —: die Winde trugen auch Töne zu i h m — so daß es nicht bloß die Worte seiner Umgebung waren, die zu ihm drangen. — Des Windes leichte Hand zerpflückte wohl ein Lied und warf ihm die Stückchen ins offene Nacht- oder Tagfenster. — — Er stand in Sinnen. — Und es geschah, daß ihn etwas rührte — — etwas ganz Fernes. Hohes. Tiefes. — Irgendein Duft; irgendeine Welle. —

Auch war er einmal seiner Tochter begegnet, da sie in der Morgenfrühe, triefend von Nachtfeuchte, Glück, und blühend wie eine Blume zurück gekommen war aus der Tiefe der Gärten oder der Wälder — und war ihm begegnet an den weißen Stufen, am Rande des umschließenden Gartens. War hocherrötend, scheu, mit einem gehauch-

ten Gruß an ihm vorbei gehuscht, die Stufen hinauf — und hinein.

Noch aber glaubten sie ihr Glück ganz verschwiegen . . . vielleicht weil es so unendlich still, tief und versunken gelebt ward. — Sie schwiegen so viel zusammen, wenn kein Lied klang. — Und noch in den schwermütigen Liedern — — und den grau verhängten Liedern war noch dies alles Ausgleichende seines Lächelns — — das sie bis ins Allerinnerste erschütterte, beglückte und gut machte . . . Der gekommen war zu ihr, das war E r! Der Eine. Dies alles war ohne Zweifel. — War ganz offenbar. — Wie sie ihm ihre Hände gab, ihren Mund, ihren Leib, ihren Blick, — das war alles so in einer unendlichen Innigkeit, die nicht Demut war — — und doch tiefst-bescheidenes Gebenwollen: des Glücks, — war unnachahmliche Weichheit; Stille. — So kam sie zu ihm, der noch heimatlos war und niemandem zu eigen war, der noch nicht wußte, wo er bleiben und sein solle. — Nur daß er eben so bei ihr war. Ihr Glück gab, und Glück von ihr nahm. — — Es mußte wohl so sein. Er sang Lieder der Liebe — — darin glänzte die Sonne, darin klingte silbern das Wasser das Getropfe, darin sangen die Vögel. Aber ein M e h r war noch darin — — eine größere Tiefe . . . Und dann sagte sie wohl zu ihm: Das ist es, was mich so unsäglich rührt — — dies was darin m e h r ist. Fast möchte ich es Schwermut nennen, fast: unstillbare Sehnsucht. Aber wenn ich es höre, ist jene schmerzhafte Sehnsucht nicht mehr da, die ich ein paarmal sang, — e h e du k a m st; und was blieb, ist nur die glückliche Sehnsucht, — — und was macht dies? Was bewirkt dies in deinen Liedern?

Was sollte er darauf sagen? Er sagte nur: Wie soll ich es wissen? Und lächelte. — Ich bin froh, wenn ich dich freue. Ich kann wohl denken, daß ich etwas bin und kann, was andere freut, aber ich mag es nicht sagen und mag nicht stolz sein. —

Aber i ch mag es sagen und stolz sein —: Dein Herz ist es, was alles so gut und aufrichtig macht . . . auch das alles a u ß e r dir; auch das, was uns sonst weh tun möchte . . . Dein Herz ist es, und das ist von Gold . . .

* * *

Wie aber hätte ein goldenes Herz verborgen bleiben können und Lieder aus goldenem Herzen?

Sie blieben nicht verborgen. —

Schon waren sie übergegangen in das Wehen der Winde, in die Stimmen der Vögel, in das Rauschen der Bäume. — In die Ohren der Menschen und in ihre Herzen. —

Das aber ward offenbar — ganz allmählich, ganz langsam . . . Und dann war es ein Raunen, ein still-heimlicher Aufruhr, daß einer zum andern sprach. — Daß die Räte zum König kamen und sprachen . . . seltsam, fast feindlich. — Und doch war jeder im Einfluß dessen, was da Neues ins Land gekommen war, des goldenen Herzens und der fremden Stimme. Denn es ging wie Wehen über das Land. — Und wenn in den Nächten mancher horchte aus offenem Fenster der Kammern, oder noch spät wandelnd im Nachtwind, im Dunkel oder im Mond — so war das gewiß der Stimme wegen. — Aber es hätte auch ebensogut nun schon des Windes wegen sein können. — — Und

dann —: w a r es nicht bloß der Stimme wegen. — —
Dann w a r es auch des Windes wegen und des Rauschens der Nachtbäume. —

Denn sieh —: langsam war etwas aufgewacht in der Seele . . . oder es fing an, aufzuwachen. Und d a s war es, was leise heimlich, raunend den Aufruhr machte, in der Stadt, im Dorf — im Schloß. —

Wollte etwas werden? War ein Feind da? War etwas im Heranziehen? Konnte man still bleiben —? Man konnte es nicht! Es stand etwas auf dem Spiel. Das Glück stand auf dem Spiel. — Das bisherige. So war es dumpf-geahnt . . . nicht wissend-klar. —

— — — — — — — — — —

Der König ließ seine Tochter vor sich rufen und hatte mit ihr dies Gespräch:

Du vermeidest mit mir zu sprechen — so spreche ich mit dir —. Ich weiß, du bist anders gewesen — — seit lange, als wir, ich habe darüber weg gesehn. —

Die Tochter: Was hätte ich auch dagegen tun sollen? Alles ist, wie es ist. Man kann nichts tun. —

König: Doch! — Aber du bist meine Tochter. Du bist einer Königin Kind — dir soll niemand etwas tun. —

Tochter: Niemand k a n n uns etwas tun, Vater. — Nicht weil ich einer Königin Kind bin. — — Es ist überhaupt niemand, dem man etwas tun könnte.

König: Doch! denn es geschieht ja etwas. Es ist etwas da, — eine Gefahr. Wir alle fühlten sie, waren in ihrem Bann, und fühlten sie darum um so mehr. — — Nur du — — du warst so sehr in ihrem Bann, daß du sie als Glück fühlst. —

Wir haben dich wohl verloren. — —

Tochter: O! O! Mich verloren — — — Ich selbst aber f a n d mich. —

König: Fandest dich? Wohl die Liebe . . . Ich tat auch dazu nichts. Wer ist . . . er?

Tochter: O — er? Er ist — — er! Er ist . . . der Mann mit dem goldenen Herzen. — —

Schweigen.

Der König langsam: Mit dem . . . goldenen . . . Herzen?

Die Tochter (beklommen): Ja!

König (langsam): Ich habe . . . ihn nie . . . gesehen . . . Nie!

Tochter (schnell): Möchtest du ihn sehen? Bitte! Ja? Sieh, ich w u ß t e nicht, wußte nie, ob du — — ich glaubte es so verborgen!

König (wie abwesend): Glaubtet euch so verborgen — — Ich weiß. (Sieht sie lange an): Dennoch — — ich seh es — ja, — du bist d o c h meine Tochter. —

Wann bringst du ihn her?

Tochter: Wann du willst, Vater!

König: Gut. Gut. — — — Goldenes Herz — — Ein goldenes Herz — Du meinst w i r k l i c h? Ein goldenes Herz?

Tochter: nickt.

König: Darum liebst du ihn so?

Tochter: nickt. Und weil aus dem goldenen Herzen etwas kommt, was alles gut macht. Alles richtig — macht, und schön. —

König: Du meinst wirklich! Aber, wie dann, das Rau-

nen, das leise Gären im Volk? Die Furcht in e i n e m mit der Sehnsucht zu seiner Stimme?

Tochter: Vergebliche Angst! Wenn ihr ihn sähet! Er ist ein Fremder, ein Wandernder — — er w i l l nichts. — Gar nichts — —

König: Aber er wirkt soviel — mit seinem — goldenen Herzen.

Tochter: Nun eben . . . (ganz klein) so lieb ich ihn drum. —

König: Ich weiß nicht. — Ich weiß nicht! Wer gibt mir Wissen, — das Rechte? Ein goldenes Herz? Aber? Was tut er uns, du? — Etwas stürzt in uns — das . . . lange w a r. —

Tochter: Nein, Vater! Sondern etwas steht auf, das nicht, noch n i c h t war. —

König: sieht sie fragend an.

Und nun geh. Ich muß tief denken. —

Tochter: Und wann soll ich ihn herbringen?

König: Gut! Gut! Bring ihn her. —

— — — — — — — — — —

Der König ging zu seinen Räten: Er ist ein Mann mit dem goldenen Herzen. Wir werden ihn sehen. —

— — — — — — — — — —

Er trat in den Saal. Mit einer leisen Röte auf sich . . . die Blicke gingen etwas schnell. Es war ihm fremd. — Eine ganz kleine Hast flackerte in ihm. —

Er ging durch die Reihen, neigte sich vor der Königstochter und trat vor den König.

Der sah ihn an und schwieg. —

Du kamst ins Land —

Ohne Wissen, daß ich kam. – –

Der König sah vor sich nieder: – – Aber dann: sahst du, daß du d a warst – ja?

Ja. Ich sah es. – Bin ich euch lästig, geh ich wieder. – – Dahin. Dorthin. – Die Welt ist endlos . . . weit. –

Weit? Wie das? Wir dachten nie daran . . .

Und dann hastig: Das ist es, dies brachtest du uns – – dies Unermeßliche. – – Es geht ein Grauen von dir aus.

Er zuckte die Achseln. Ich verstehe dich schwer, Herr.

Der König schwieg. Er dachte tief. Seine Brust hob sich. Dann: Sing uns!

Des Königs Umgebung erschrak. Sollte er singen? – Er sah es und sprach: Ich befahl es. Also – sing uns!

Der aber sah ihn an und preßte die Worte ganz klein, ganz bescheiden: Ich k a n n nicht. – Er sah den Saal, die Menschen und sprach: Ich kann nicht. –

Du . . . kannst nicht? – Ich hörte von dir! – Jemand sprach mir von dir. Ich hörte, du hättest ein goldenes Herz? Wie ist das? –

Ich hörte es auch, Herr. – Ich weiß davon nichts. – Es mag so sein – und auch nicht. – Er lächelte. –

Bist du geizig?

Wie, Herr?

Nun, du singst uns nicht und verheimlichst dein goldenes Herz. –

O Herr. Ich bin nicht geizig. – Und verheimliche nichts. Aber erlaß mir das Singen. Ich vermöchte es doch nicht. –

Gut! sprach der König. Er stand auf: Es beginne das Mahl.

* * *

Es war etwas gekommen ins Land und zu den Menschen da. — Und es war etwas von ihnen gewichen. Es war schwer zu sagen, was! Vielleicht das Glück? So meinten viele — denn es fing an, etwas schmerzhaft zu werden — bei vielen . . . und man konnte wiederum nicht sagen: was —! Manche fingen an, zu suchen — — beim Wehen der Bäume —! Beim Abendrot —! Manche fragten — nach dem, was h i n t e r diesem Reich liege, in dem sie wohnten. — — Manche kamen zum Fremden und fragten den. —

Der aber konnte wenig sagen. — — Er konnte ihnen nur sagen: wie er lebte, wie er sang; wie ihm alles gleich war und alles tief und wunderbar. —

Ja. Aber da ist Himmel, wie hier, und Wald und Bäume und Erde — — und Meer! — Und alles ist tief, seltsam, wunderbar — — wie hier! —

Wie hier?

Ja, wie hier! —

Warum denn ist dies in uns —: Das Sehnen?

Wer weiß? Daß ihr wachset — —!

Das aber verstanden sie nicht. —

— — — — — — — — — — —

Der König ging umher, durch Tage. Er träumte in Nächten viel. — Er sah seine Tochter kaum noch. Er fror manchmal und wußte es nicht. —

Ein goldenes Herz, sprach er. Und sein Gesang erschüttert das Reich. Was ist zu tun? Er muß sterben. — Und meine Tochter —? War sie mir lieb? Wird sie weinen und Schmerz haben? Sie wird weinen und Schmerz haben. Aber ist sie mir nicht längst verloren und kann ich etwas dazu tun, daß sie nicht weinen wird? Ich h a b e sie längst verloren. Und das goldene Herz? Aus ihm singt er. — Das ist seltsam. Das möchte ich sehn. — Was daran ist — Das Herz! Das Herz. Ja! Was denn? Was kann denn sein? — — Sie horchen auf ihn. — Es ist etwas ins Land gekommen, das lockt sie ins Unbestimmte. — —

M i c h lockt sein Herz. — Sehen möchte ich das goldene Herz. Aus dem die Lieder singen. Was daran ist, möchte ich sehen. —

— — — — — — — — — —

Am Abend beredete er den Tod des Fremden mit seinen Räten. Die Diener kriegten Befehl, ihn vor Mitternacht zu greifen, zu töten und das Herz vor den König zu bringen. — —

— — — — — — — — — —

Sie fanden ihn im Garten, an der großen Fontäne, wie er versunken ins Wasser starrte und auf sie wartete. Sie nahmen ihn und führten ihn hinweg. —

Als sie kam, fand sie ihn nicht mehr. — Sie suchte ihn die Nacht vergeblich. Sie lauschte die Nacht vergeblich seiner Stimme. —

— — — — — — — — — —

Das Herz ward vor den König gebracht. Er sah es schweigend an. Dann wandte er sich ab. Es war ein flei-

schern Ding und ganz übervoll Blut. Er sah nichts daran. –

Aber das Sehnen blieb. – Die Verwunderung. – Die Lieder waren doch dagewesen. Und seine Tochter hatte ihn doch darum geliebt. – Er gab Befehl, das Herz zu verbrennen und die Asche in die Winde zu streuen.

Und der Leib? fragten die Diener. – Sie wird suchen bis sie ihn findet. –

Gut, sie finde ihn nicht. Tragt ihn vor Morgen zum Strom. Gebt ihn dem Strom. Er fahre davon. –

– – – – – – – – – –

Aber es war alles unaufhaltbar. – Das hatte der König nie gewußt, daß alles unaufhaltbar sei. Darum lernte er es nun so schwer. – –

Die Königstochter lief noch Tage und Nächte hin und her, suchte in den Wäldern, am Flusse, an den Bächen, im Garten, an den Brunnen und Fontänen. Sie fand ihn nicht. Sein Lied klang nicht mehr. Er war fort. – – Und dann mit ganz feinen Stimmen sprach es zu ihr: Er ward getötet. Sein Leib trieb irgendwo zum Meer. – Die Asche seines Herzens ward in die Gärten gestreut. –

Es ward Winter. – – Sie legte sich zu einem langen Schlaf, durch den wahnsinnige, fiebernde Träume gingen. Schwanden. Kamen. Gingen. – Lange lag sie so und wußte es nicht. – Menschen kamen und gingen. Sie sah und hörte nichts. – Sie sah nur die wirren Bilder ihrer Träume und Aengste ... – – Als sie wieder aufwachte, war es Frühling. – Sie wachte auf wie mit fremden Sinnen. – – Sie schaute blaß und versunkener Schmerzhaftigkeit voll in den Garten. – – Und dann

eines Tags ging sie wieder hinunter. — Da war schon wieder Mai, und die Rosen fingen an zu blühen. — —

Und da waren da auf den Beeten Rosen erstanden, die niemand da vordem gesehen hatte, — — fremde, wundervolle Rosen. — Und es ging ein Flüstern um bei den Menschen, daß die erblüht wären aus der Asche Seines Herzens. — —

Sie nickte. Es mochte sein. — Aus der Asche Seines Herzens. — — Nein, es mochte nicht bloß sein. Es w a r so. — Sie merkte es am Duft und an den feinen Liedern, die diese Rosen in die Sonne, und auch in die grauen, trüben Tage sangen, wenn sie in lieblicher Schwermut standen. —

Es war alles unaufhaltsam. Der König merkte es an seinem eigenen Herzen. — — Es war etwas geblieben — ein Lauschen, ein Suchen in die Weite, in die Zukunft. Er kam nicht davon los. — — Der Leib des Fremden war so lange schon zum Meer hinab gerauscht. Das Herz war zu Asche verbrannt und in die Beete gestreut. — — Aber er litt noch daran. — Das R ä t s e l ließ ihn nicht los. — Und dann kam die Sage zu ihm, daß aus der Asche des Fremden fremde Rosen gewachsen seien, und daß sie die seltsame Schönheit seiner Lieder und ihre Düfte hätten. Und so ferne feine Stimmen! — Er winkte, als wollte er's nicht hören. — Aber er ging in der Nacht hin zu den Rosen, die man ihm am Tage im Vorübergehn gezeigt hatte, und legte Gesicht und Ohr an die Blüten. — Aber er merkte nichts. — — Dennoch blieb die Vermutung, das Sehnen. — Aber es ließ ihn allein.

Er ward ganz einsam. — Die Tochter wich ihm aus. —

Sein Volk ächzte unter der Last seines Suchens. — Viele waren schon gegangen — — weit, weit ins Ziellose. Und immer neue gingen. — — Viele sprachen: Warum ward der Fremde getötet? Er hätte uns sagen können — —!! Ja, was sagen können? — Das wußte niemand. Aber sie meinten, er hätte das wissen müssen und ihnen sagen — — irgend etwas, das ihnen not war, zu wissen. — —

Es ward einsamer um den König. —

Er ging einsame Wege, er ging in Nächten, — und alle, die um seine Wege wußten, gingen ihm aus dem Weg. — Sie scheuten vor ihm. — —

— — — — — — — — — —

Die Nächte hatten schon etwas Immer-waches. — Verworrenes und doch zur Stimme und Gestalt Tastendes. — Die Tage hatten manchmal Stimmen, — es klang etwas, als wollte es schweben mit silbernen Flügeln, — brach ab und schwieg. —

Immer mehr gingen. — Des Königs Reich ward klein; die blieben, waren wenige. — Und ob auch die blieben? — —

Und eines Tages oder in einer Nacht ging auch die Tochter des Königs. Allein. — Ganz leise und heimlich — wie in den Tod. — Sie ging an einem Abend der Abendröte nach — in die Nacht, und verschwand in der Ferne. — Der König hörte es erst nach Tagen. — Niemand mochte es ihm sagen. —

Er verhüllte sich tiefer, — — er ging nicht mehr hinaus. — — Er ging oben in das runde Zimmer seiner Tochter und wohnte da. Da konnte er nach allen Seiten

sehn. – Nachsehen denen, die gingen und gegangen waren. – –

Der Sommer stand um ihn – kaum gesehn von ihm – und doch unsagbar tiefer Stimmen voll ... Als sei nun bald etwas ganz aufgewacht, etwas beinah ganz erlöst, das da im Wehn der Bäume im Nachtwind, in dem Rauschen der Brunnen und Fontänen sei. – Er verhüllte sich aber tief in sein Inneres und wollte nichts hören. – So rauschte der Sommer und Herbst vorüber. – – Er grub in sich selber, etwas zu finden, das ihn erlöse. Aber er fand nichts. – – Nur eines Morgens sah er auf und da sah er, daß der Winter kam und daß die ersten Flocken leise fielen. – Und dann eines Tages merkte er, daß er allein war. – Ganz allein. – Im ganzen Schloß antwortete niemand mehr auf sein Rufen. – – Es war an einem klaren Wintermorgen. – – Die marmornen Stufen, der Garten, die Bäume, – die Ferne, alles weiß verschneit. – – Nur ein großer dunkler Vogel flog ruhig, groß, – durch die Sonne hin – vor seinen Augen quer vorbei ... Sonst war da nur die große rastlose Stille. – – Am Abend stand ein großes Abendrot auf, – ganz fern. – Und er dachte daran, daß seine Tochter dies oft von diesem Fenster aus gesehen haben müsse. Und wo sie nun wohl sei, – – und was dies alles bedeute? Der Zerfall seines Reiches – seine Einsamkeit und sein spät erwachtes Sehnen – –? Und die rastlose Stille um ihn im Schloß? – – Im Garten, – auf den Marmorstufen – – und in all der endlos-weißen Stille nur der eine große schwarze ziehende Vogel – – – –? Er sann – – es war kalt hier – – grimmig kalt – –

Kein Feuer im Kamin. — — Er hüllte sich ein — — aber es nützte nichts. — — Er saß und starrte groß ins Abendrot. — — Dann losch es aus, — es ward Nacht, er saß noch immer so. — — Ihm ward schwer. — Er ward müde. So müde. —

— — — — — — — — — —

Den neuen Morgen sah er nicht mehr. — — Er saß steif, groß, dunkel im Zimmer, in das die kalte Wintersonne schien. — — Er war steif, wie zu Glas erfroren. — So saß er immerzu. — —

Die Stille lastete auf Schloß und Garten. — — Im weißen, glatten Schnee waren keine Fußtapfen. — Die Tannen, die kahlen Bäume standen dunkel daraus empor. — — Nur manchmal ein ganz leises Wehn, — nur mal ein bröckelndes Zweiglein. — — Sonst nichts. — — Nur der große stumm-ziehende Vogel. — — Und alles unberührt — in kalter, toter Schönheit. So waren nun die Wälder und Gärten tot und hatten keine Seele mehr. —

*

Draußen aber, weit, weit in der Welt ging das Leben noch seinen Weg. Und Leben bedeutet Seele. —

Da waren Tage und Nächte. Frühlinge; Sommer; Herbste; Winter. — — Da war das Tun, — und allem Tun beigemischt ein leises Sehnen, und wohl ein leises Lied. — Da gab es den Bauer, den Städter, den Fischer, — da gab es die Einsamkeit der Ebene, des Meeres, und die Einsamkeit der Städte. —

Die Königstochter war lange gewandert und war zu-

letzt an das Meer gekommen; und am Meer in das Haus eines Fischers. — Da blieb sie. — Denn es gefiel ihr so da. — Es war etwas Neues noch in sie gekommen, das war hart, kalt, frisch . . . Die Luft der Weite . . . Und noch etwas: — die Mühe, die sie sah — zum Leben — —!

Sie blieb bei dem Fischer, sang ihm wohl auch Lieder, die er gern hörte. Und um die er sie liebte. — — Sie liebte ihn aber um des Meeres willen. — Er fuhr auf dem Meer, er holte sich das Leben täglich vom Meer — — vom schwankenden. — —

Sie aber saß oft am Meere und sah weit hinaus — und träumte auch wohl wie vordem, — in den versunkenen Nächten, in den versunkenen Gärten — — aber leiser und weniger schmerzlich. — —

Noch war ein leises Gedenken an ihren Liebsten aus ihres Vaters Garten und Reich. Aber immer leiser; immer ferner. —

Und dann eines Tages, — als sie vorm Haus saß, und der Fischer zurückkehrte vom Meer, mit lachendem Gesicht und liebendem Gruß, da sah sie es — es war etwas in ihm, wie in jenem — —: das sichere Eingefügtsein in die Dinge und das Geschehn. — —

Und an diesem Abend gab sie ihm ihre Liebe. — — Und sprach zu ihm: „Es ist ein Kleines in mir — — ein Blick übers Meer — ein still Suchendes — dem tu du nichts. —

Und weiter sprach sie: Ich weiß, daß ich gestorben bin, und weiß nicht, wie oft — noch wann; und weiß doch, daß ich lebe. —

Und der Mann sprach: Ich weiß nicht, ob ich je lebte zuvor, — noch ob ich leben werde. — Ich weiß nur, daß du mir lieb bist, wie das Blut meiner Adern. Und daß wir leben müssen von Traum zu Traum. —

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt